

# VERDAR.

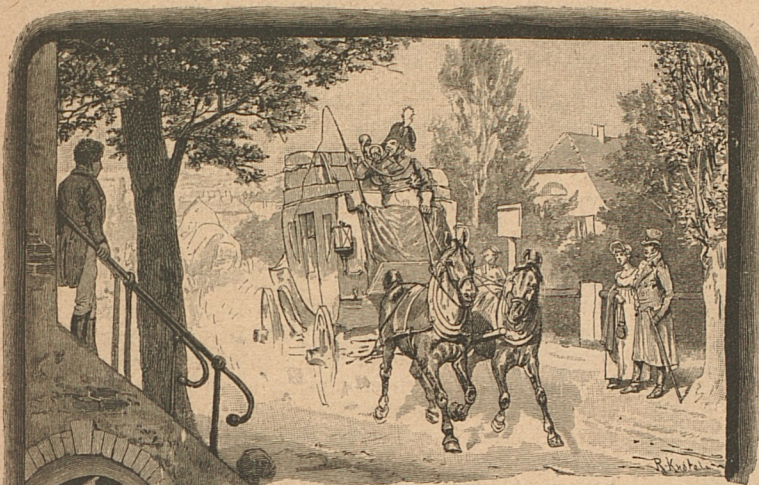
Illustrirte Damen-Zeitung.

Inhalt: Das Goldstück der Königin. Erzählung von K. Neumann-Strela. (Mit Originalzeichnungen von R. Knädel.) — Korrische Liebe. Novelle von Rudolf Schmidt. (Autorisierte Uebersetzung.) — Im März. Von Frida Schanz. — Ludwig Pietsch. Ein Lebensbild von Lubw. Hiemssen (mit Porträt). — Der entwendete Brief. — Aus dem Frauenleben (mit Porträt). — Eine große Gleichwache vor 50 Jahren. Von Jenni Hirsch. — Die Frauenfrage. Von Wilh. Wendlandt. II. — Goldfischchen. Von Dr. M. Dyrnburgh. — Wirtschaftsplaudereien (mit Illustr.). — Korrespondenz. — Buntes Allerlei.

## Das Goldstück der Königin.

Erzählung von K. Neumann-Strela.

Mit Original-Zeichnungen von R. Knädel.



Einmal stieß der Postillon ins Horn, als die gelbe Kutsche in Byrnmont vor dem Posthause hielt. Es war am 17. Juni 1806, und unter den Passagieren befand sich General von Blücher, von den roten Husaren. Er kam von seinem Gute in Schlessien und war wie ein Pächter gekleidet: die Mütze mit breitem Schirm saß ihm tief im Nacken, und der Rock mit großen Hornknöpfen fiel ihm weit über die Stulpenstiefel herab. Trotz seines Alters — 64 Jahre — vernied er den Wagentritt und sprang aus der Kutsche. Sein Diener Johann, Jochen genannt, folgte ihm bedächtig, und ein Lohndiener priess ihm eine Wohnung am Altenaplatz an. Er besah dieselbe, zahlte einen Thaler „deuf“, ließ den Koffer aus dem Posthause holen und zog ein.

In der Stube, an die eine geräumige Kammer grenzte, packte Jochen den Koffer aus. Der General stand am Fenster, und seine hellblauen Augen glitten über den Platz. „Anno 87 war ich schon mal auf der Durchreise hier, und der Wallnußbaum an der Ecke war damals schon ganz so groß. Aber die Häuser drüben standen noch nicht. Sieh mal an, das Häuschen rechter Hand, wo der grüne Kranz über der Thüre hängt, wird ein Weinhaus sein. Bin doch neugierig, was es da für Sorten giebt, und will nachher gleich mal... Was, Jochen? du möchtest was sagen? Na freilich, du hast doch eben gebrummt. Weißt recht gut, was du auf dem Herzen hast. Der Doktor, meinst du, hat mich hergeschickt, um Stahlbrunnen zu trinken — das stimmt. Aber daß ich nach seiner Vorschrift täglich nur ne halbe Flasche, den bewußten leichten Mosel, trinken soll — das stimmt bei mir noch nicht. Muß täglich mein gewisses Quantum guten Rotwein haben, gelbe davon auch hier nicht ab. Schließlich bleibe ich selbst mein bester Doktor, weiß genau, was mir dienlich ist, und du sollst nur sehen, daß sich der Rote mit dem Stahlbrunnen ganz gut verträgt.“

Jochen bückte sich tiefer auf den Koffer, senkte, zog die Stirn zusammen und fragte ohne aufzusehen: „Befehlen der Herr General Uniform?“

„Geht heute noch so,“ meinte Blücher, indem er nach Mütze und Knotenstod griff. „Will einen Spaziergang durch die Allee machen und vielleicht mal drüben ins Häuschen mit dem Kranz gucken. Bin bald wieder da.“

Er trat aus dem Hause, und als Johann ihn um den Wallnußbaum biegen sah, brummte er kopfschüttelnd vor sich hin: „Das wird hier wieder die alte Geschichte! Er kann und kann den Roten nicht lassen, und wo es Wein giebt, sind gewöhnlich auch Karren und Würfel nicht weit!“

Durch einige Gassen kam Blücher zur dreifachen Allee. Die Kurgäste bewegten sich meist im mittleren Gange unter den schönsten Lindenbäumen, und da Blücher an der linken Seite, in der Nähe der Verkaufsbuden blieb, so fiel er in seiner schlechten Kleidung nicht weiter auf. Am Ende der Allee, jenseits einer Wiese, bemerkte er wieder den Altenaplatz und kam auf einem schmalen Wege quer über die Wiese zu jenen Häusern, von denen das eine das Weinhaus war. Schon draußen hörte er fröhliche Stimmen, und als er kaum die

Thüre geöffnet hatte, erhob sich einer der Becher, ein schleißischer Gutsbesitzer, und trat ihm grüßend entgegen. „Sie auch hier, Baron?“ fragte Blücher. „Freut mich, nen alten Bekannten aus Keisse zu treffen. Warum sind Sie denn ins Bad geschickt?“ Statt der Antwort bot ihm der Baron einen Platz am Tische an und stellte die andern vor. Blücher trank „Roten“, der ihm schmeckte, und als man geplaudert, er auch erfahren hatte, daß die Ankunft der Königin Luise von Preußen am 19. erfolgen werde, traf Johanns Befürchtung richtig ein. Im Nebenzimmer ließ der Marqueur die Würfel klappen, und sofort lud der Baron zum „Ausrudeln“ ein. Wer wollte da Spielverderber sein! Die Herren erhoben sich, traten ins andere Zimmer, der Marqueur brachte neue Flaschen und machte die Thüre zu. Ob es beim Spielen um die Zeche blieb? Als die Gesellschaft sich vor dem Hause trennte, ging Blücher allein über den Platz, und seine Wohnung erreichend, brummte er, den weißen Schnurrbart streichend, einigermaßen verdrießlich vor sich hin: „Wird hoffentlich morgen besser kommen, haben mich heut tüchtig gerupft.“

Am nächsten Morgen begann er die Kur. In der Allee ertönten heitere Weisen, als er zum „Wasserlassen“ ging, wie er den leichten Holzbau über der Stahlquelle nannte. Zwischen den einzelnen Bechern, die er vorchriftsmäßig trank, behagte ihm besonders das Promenieren in der Mittelallee, und da er Uniform trug, erkannte man ihn leicht. Einige Berliner grüßten ihn; der Herzog Karl von Mecklenburg, Vater der Königin Luise, sprach ihn an und stellte ihn der Fürstin Pauline von Lippe-Deimold vor, die in Begleitung des Herzogs von Oldenburg und des Fürsten von Waldeck erschienen war. Mit ihnen schritt er eine Weile auf und ab. Huldboll entlassen, ging er wieder zur Quelle und bog dann in die linke Baumreihe ein, um dort auf einer Bank bis zum Frühstück zu ruhen. Von der Wiese her kam ein preußischer Offizier. Nach seiner Gewohnheit die Hand über die Augen haltend, ließ Blücher ihn näher kommen und rief, die Begrüßung erwidierend: „Schon wo gesehen — mir ganz klar. Aber wo? — wüßt es nicht zu sagen.“

„Auf einem Balle bei Ihren Majestäten hatte ich die Ehre, vom Herrn General beachtet zu werden. Mein Name ist von Chamisso.“

„Richtig, in Berlin — beginne mich jetzt auch. — Chamisso, der Deutsch-Franzose, der Emigrantensohn, wie die Königin Majestät mal sagte. Auch Dichter, nicht wahr? Haben der Königin 'n Frühlingsalmanach überreicht?“

„Mit Erlaubnis, Herr General, es war der Musenalmanach für 1804.“

„Na also, mehr oder weniger dasselbe Ding. Sie sehen, ich weiß auch mit so was Bescheid. Wo kommen Sie übrigens jetzt her?“

„Vom Regiment in der Festung Hameln; ich trat einen achttagigen Urlaub an.“

„Freut mich, lieber Lieutenant, da werden wir uns öfter sehen. Kann Ihnen ein Weinhaus am Altenaplatz empfehlen. Man trinkt da einen recht guten Tropfen, und für andere Unterhaltung, Karten und Würfel, ist auch gesorgt. Sie machen doch auch gern 'n Spielchen?“

„Herr General,“ sagte Chamisso, „ich versprach einem sterbenden Vater, mich des Spiels zu enthalten.“

„Dann selbstverständlich, mein Bester, hübsch die Finger davon, und jetzt auf Wiedersehen. Morgen kommt die Königin.“ Er ging nach Hause, nahm das Frühstück ein, rauchte seine Pfeife, speiste im Kurjaal zu Mittag, während Jochen bei der Wirtin aß, und ging zu dessen Arger richtig wieder nach dem Weinhause, wo er den Tag beschloß. Am nächsten Tage traf, allseitig erwartet, die schöne Majestät von Preußen ein. Reitende Postillone und Vorreiter sprengten dem sechspannigen Reisewagen voran. Die Königin kam über Hannover, an ihrer Seite befand sich die Oberhofmeisterin Gräfin von Bock-Excellenz. Die Hofdame Fräulein von Bierregge folgte mit zwei Kammerherren im nächsten vierspannigen Wagen, während die Wagen der Kammerfrauen, Josen und Diener, die das Gepäck zu bewachen hatten, von zwei Pferden gezogen wurden. Die grünseidenen Gardinen vor den Schiebefenstern des ersten Wagens blieben bei der Einfahrt in Byrnmont geschlossen, die Königin, von der Keise ermüdet, wünschte keinen Empfang. Dennoch wurden

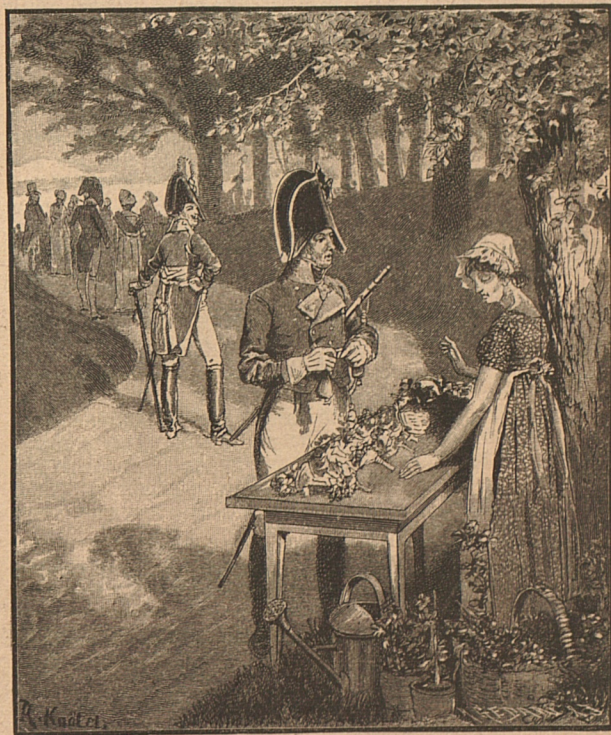
Hüte und Tücher geschwenkt, und jubelnder Zuruf begrüßte die Monarchin bis zu ihrem Logis im großen Badehause am Brunnenplatz. Dort von ihrem Vater und andern Fürstlichkeiten empfangen, zog sie sich bald zurück und beehrte nur noch den Badearzt zur Konsultation.

Doch schon am nächsten Morgen, als in der Allee ein Choral ertönte, kam sie zum Stahlbrunnen. Sie trug ein weißes Kleid, eine Atlasmanfille und einen Strohhut mit blauen Bändern, während die greise Oberhofmeisterin in einem mit Diamanten und Federn besetzten Gewande, einem türkischen Purpurshawl um die Schultern und mit einem Paradiesvogel auf dem Haupte erschien. Nur zwei Gläser waren der Königin im Anfang verordnet, und in der Pause, das Brunnenglas in der Hand, schritt sie langsam durch die Allee. Ihr Vater und der Fürst von Waldeck blieben an ihrer Seite; die Gräfin Bock und Fräulein von Bierregge folgten mit den Kammerherren. In der Mitte des Weges eilten die Fürstin von Lippe-Deimold und der Herzog von Oldenburg zur Begrüßung herbei. Die Königin sprach länger mit ihnen, erwiderte huldvoll die Grüße der Ravensberger Bauern und der Lügder Spizentklopplerinnen, bemerkte im Weiterschreiten ihr bekannte Personen und ließ sie durch einen Kammerherrn zu sich entbieten. Einer der ersten war Blücher, dem sie die Hand reichte, und tief neigte er sich auf den Filzhandschuh herab. „Et, Herr General,“ sagte sie lächelnd, „Sie ziehen Ihr schleißisches Gut der Hauptstadt vor. Man vernimmt Sie in Berlin. Der König plaudert gern mit Ihnen, und General Köderitz klagte erst neulich, daß er Sie entbehre.“

„Zu gnädig, Majestät,“ sagte Blücher und fügte in seiner treuherzigen Weise hinzu: „Ist jetzt viel für mich auf dem Gute zu thun. Hab' einen neuen Schafstall im Bau, und mein Wohnhaus, wo der Schwamm von unten bis oben drin ist, kriegt neue Balken. Mein Inspektor ist zwar auf dem Posten, aber ich wär' doch lieber zu Hause geblieben. Ne, sagte mein Doktor, ich müßte ins Bad, hier Stahlbrunnen trinken, und seit vorgestern bin ich da, zu Hause wird weiter gebaut, und ich will nur wünschen, Majestät...“

Ein wenig das Haupt wendend, bemerkte sie in diesem Moment einen Offizier. „Ist das nicht Herr von Chamisso?“

„Zu Befehl, Majestät, ich sprach ihn gestern, er kam von Hameln her.“



„Nein, Herr, dann lasse ich's nimmer ab, auch nicht für zwei.“

Sie wandte sich nach dem Kammerherrn um, der Chamisso zu ihr führte. „Sie sind doch nicht leidend?“ fragte sie ihn.

„Gnädigste Herrin und Königin, mir ist ein kurzer Urlaub vergönnt.“

„Der für Sie und die Dichtkunst hoffentlich recht ergiebig“



sein wird. Ich lese stets gern in Ihrem Rosenalmanach und vertraue, daß Ihnen die Göttin Poesie unter diesen herrlichen Linden recht oft erscheinen werde! — Wenn es den Herren genehm ist, begleiten Sie mich zum Brunnen und nehmen dann das Frühstück mit mir ein."

Sie leerte das zweite Glas und gab es dem Diener. Der Badearzt riet noch zu einer kurzen "Motion," und sie wählte die andere Seite der Allee, an deren Ende sich eine steinerne Bank befand. Im Weitererschreiten benutzte ein Kammerherr einen günstigen Moment, um Blücher und Chamisso flüsternd mitzutheilen, daß jedes Gespräch über Politik der Gegenwart und Zukunft auf Wunsch der Königin zu unterlassen sei. So kam man zu den Blumentischen, hinter denen junge Mädchen "bis zum vierzigsten Jahre," wie die Badeordnung nachsichtig bestimmte, ihre Sträuße boten. Die Königin ließ laufen, auch Gräfin Boß und Fräulein von Bieregge nahmen für sich einen Strauß, und der Lafai bezahlte. Unfern der Bank war noch ein Blumentisch, in dieser Reihe der letzte, und als die Monarchin in die Nähe desselben kam, hob die Verkäuferin einen Rosenstrauß empor. Sie war wie die Lügder Spitzenklopplerinnen gekleidet, in einem Rock von gedruckter Leinwand und weißer Mütze mit Spigen. Ohne ein bittendes Wort bot sie die Blumen an, aber ihr Blick war so rührend, so flehend, so gleichsam aus der Tiefe des Herzens heraus, daß die Königin unwillkürlich stehen blieb. Aus dem Täschchen am Arm nahm sie die grünseidene Börse und reichte zum Entsetzen der Oberhofmeisterin, deren Paradiesvogel durch das Zittern des Kopfes ins Schwanken geriet, dem Mädchen ein Goldstück hin. Erstaunt und mit einer Miene, die ausdrücken sollte, daß sie auf eine solche Summe nicht herausgeben könnte, behielt sie das Geld in der Hand, doch die Königin, ihre Bestürzung verstehend, schritt mit dem Strauß, den sie erhalten hatte, lächelnd bis zur Bank und ging dann nach der andern Seite.

Blücher blieb ein wenig zurück und sah sich nach Chamisso um, der noch am Blumentische stand. "Sieh einer den Lieutenant an! Spricht mit dem Mädchen. Kann's ihm nicht verdanken — hübsches Gesicht! Ganz anders wie die andern und hat so was im Blick — ging mir durch und durch. Kummer, Sorgen, wahrscheinlich auch richtige Not, oder ob der Herzliebste ihr untreu ist? Hatte sie noch gar nicht bemerkt, weil ich immer drüben gegangen bin. Uha! Der Lieutenant greift in die Tasche. Will er ihr auch was geben? Aber sie schüttelt mit dem Kopf, sie scheint zu danken, sie weigert sich. Jetzt sagt sie auch was — ist das kurios!"

Chamisso verließ den Tisch und kam raschen Schrittes nach. "Was giebt's?" fragte Blücher. "Haben Sie der hübschen Person Flausen gesagt? Ihr Frühlingssalmanachdichter seid ja einmal alle leicht verliebt."

"Ich bin erstaunt, ergriffen, Herr General. Ich sagte dem Mädchen: Gebt mir das Goldstück. Ich möchte es gern besitzen, weil die Königin Luise von Preußen es berührte, und ich gebe euch zwei dafür. Das ist die Königin? fragte das Mädchen. Nein, Herr, dann lasse ich's nimmer ab, auch nicht für zwei. Wir sind zwar arm, recht arm, aber was die engelgute Königin berührt und mir in die Hand gedrückt hat, davon trenne ich mich all' mein Lebtag nicht. Der liebe Gott wird mir schon noch Käufer für meine Sträuße schicken, und dann werden wir auch satt."

"Alle Wetter!" sagte Blücher. "Das hätte ich nicht gedacht. Wissen Sie, was ich möchte? Umkehren und das Mädchen dafür umarmen. Nicht mal Preußen und doch so begeistert für unsere Königin! Zwei Friedrichsdor für einen wären in ihrer Lage ja ein richtiger Schatz! Die Trübsal sieht man ihr an und doch schlug sie's Ihnen ab. Alle Achtung, ist mir noch nicht passiert!"

Nur das scharfe Auge der Gräfin Boß bemerkte, daß beide stehen blieben. Ihre Miene war streng, als sie jetzt eiligst näher kamen. Der Badearzt, auch zum Frühstück geladen, hielt dasselbe nun für angebracht und schritt der Königin nach dem Rondel voran. Im Schatten der mächtigen Bäume war eine lange Tafel gedeckt. Kaffee und Thee in polierten Kannen stand zwischen Weißbrot, Citronenbrot, Butter, Erdbeeren und Kirichen. Die Gesellschaft trat um den Tisch, und die Diener, ein rotes Atlasband bereit haltend, zogen dasselbe an Stäbchen, die schon im Rasen besetzt waren, um das Rondel. Zwanglos gruppiert, wie die Königin es liebte, nahm sie mit ihren Gästen Platz. Es wurde serviert, und als sich Blücher gestärkt hatte, bat er um Erlaubnis, von dem Blumenmädchen erzählen zu dürfen. "Die mit dem Rosenstrauß ist gemeint, den Majestät da vor sich haben." Dann teilte er Chamisso's Versuch mit, das Goldstück von der Königin gegen zwei Andere einzutauschen. "Aber fehlgeschossen," fuhr er in seiner lebhaften Weise fort, ohne die Worte zu wägen. "Kummer hat sie, man sieht's ihr an — das stimmt. Und arm ist sie, hat's selbst gesagt — stimmt auch. Preußen ist sie nicht, ist klar, braucht man nicht erst zu fragen, und dennoch sagte sie nein und nochmals nein, denn von dem Goldstück, was sie Ein. Majestät verdankte, ließe sie all' ihr Lebtag nicht. Unser Lieutenant hatte schon die Hand in der Tasche. Doch profit die Mahlzeit, mit seinen zwei Goldfischen ging er wieder ab."

Die Königin schwieg und streute wie in Gedanken den Vögeln Broddrümchen auf den Boden. Auch die andern Fürstlichkeiten blieben stumm, und so durfte die Oberhofmeisterin das Wort ergreifen. "Ich muß gestehen, ich finde es hübsch von dieser Person. Sie zeigte einen Takt, den man unter diesen Leuten so selten findet."

"Teure Gräfin," sagte der Fürst von Waldeck, "in meinem Staate herrscht der Respekt vor der Majestät."

Ihm wollte der Herzog von Oldenburg vermutlich beipflichten, aber die Königin, der das Gespräch peinlich sein mochte, sagte jetzt ein wenig lauter, als es ihre Gewohnheit war: "Ei, Herr von Chamisso, ich höre mit Erstaunen, daß Sie Neigung zum Verschwinden haben. Der Wert, den Sie auf ein von mir gereichtes Goldstück legen, sollte mir zwar schmeichelhaft sein, allein dennoch bin ich froh, daß das Mädchen Sie vor der Extravaganz bewahrte. Der Poet in Ihnen riß Sie hin, und sollten Sie die Blumenhändlerin in einem Liede feiern, so erbitte ich es mir."

Zu diesem Moment entstand eine Bewegung vor dem Rondel. Eine Dame erschien in Begleitung eines Kammerherrn, von Dienern in gelbgrüner Livree gefolgt. Es war die Erbprinzessin, Großfürstin Maria Paulowna von Weimar,

die in Pyrmont für den folgenden Tag erwartet, früher eintraf und sich jetzt beeilte, ihre königliche Freundin zu begrüßen.

Am nächsten Morgen beim Erwachen besann sich Blücher, daß ihm von dem Blumenmädchen geträumt. "Möchte ihr gern auf die Strümpfe helfen! Hat ihr Päckchen zu tragen, steht ihr auf dem Gesicht. Mir oder dem Lieutenant Rede zu stehen, ist sie aber zu scheu, das sieht man ihr an; müßte Einer ihresgleichen das Nähere aus ihr rauszukriegen suchen. . . . Jochen zum Beispiel wäre der Rechte dazu. Ist fast so alt wie ich, könnte ihr Großvater sein, und ist doch auch vom Lande her. Will es mir überlegen, und wenn mir's scheint, muß er sich an sie machen."

Schon gleich nach dem Aufstehen im "Wasserkasten", als er beim Frühstück die Pseife rauchte, erhielt Jochen den Auftrag, das Mädchen zu befragen. Ihr Platz, der letzte unweit der Bank, wurde ihm genau beschrieben, "und du weißt von Anno dazumal," fügte Blücher hinzu, "daß man sich einer Festung vorsichtig, Schritt für Schritt nähern muß, wenn man sie erobern will."

Weiß auf den Verkehr mit den Wirtsleuten angewiesen mußte Jochen dieser Auftrag, der ihm gleichsam eine Thätigkeit außer dem Hause gewährte, ganz willkommen sein. Er ging nach der Allee, "um erst mal von weitem ein bisschen zu rekonoscieren," und als er "mit der ersten Terrainbesichtigung ganz zufrieden" wieder in die Wohnung kam, war Blücher nicht mehr daheim. Der Baron hatte ihn nach dem Weinhaus abgeholt. Dort im Nebenzimmer gab es außer Karten und Würfeln jetzt auch Roulette, doch Blücher, dem Hange zum Spiel allzu leidenschaftlich ergeben, spielte nicht glücklicher als das erste Mal. "Es ist um des Henkers zu werden, wie sie mich hier rupfen," sagte er an diesem und dem nächsten Morgen, als er das Weinhaus verließ, denn nun wurde sogar schon vor dem Mittagessen im Kurjaal gespielt.

Die Königin speiste in ihrem Logis. Meist war die Erbprinzessin von Weimar zur Tafel geladen, und wenn kein Ausflug unternommen wurde, kam Chamisso am Nachmittag, um seine Lieder oder aus Schillers und Gellerts Gedichten vorzulesen. Auf der Promenade während der Brunnenkur wurden Blücher und andere Kurgäste stets freundlich begrüßt. Am nächsten Abend lud die Königin den General auch ein, doch mochte ihr der Verkehr mit dem "elegischen Dichter-Lieutenant", wie sie Chamisso scherzend nannte, im allgemeinen



"Herrn General zu vermelden, daß ich mich der Festung schrittweise genähert hab!"

angenehmer sein, und Blücher, dem jeder Zwang zuwider, war recht froh, wenn er sich und seiner Neigung überlassen blieb. Seitdem aber die Monarchin Chamisso's Bemühen erfahren hatte, das von ihr gereichte Goldstück in seinen Besitz zu bringen, vermied sie jenen Teil der Allee, wo sich das Mädchen befand.

Von dem Mädchen war in diesen Tagen keine Rede. Die Brunnenkur wurde fortgesetzt, und so oft Blücher den "Deutsch-Franzosen" sah, brummte er in sich hinein: "Der Chamisso kann froh sein, daß er seinem sterbenden Vater versprochen hat, das Spielen zu lassen. Wer einmal drin ist, kommt nicht mehr los! Hat sich doch sonst bei mir die Wage gehalten, aber was ich hier für ein Pech habe, da hört rein alles auf! Johann merkte den Spielverlust auch an der Stimmung seines Herrn, dessen Gedanken jetzt so ausschließlich in jenem Nebenzimmer waren, daß er auch das Mädchen und den dem Diener erteilten Auftrag ganz vergaß. Da erinnerte ihn dieser daran, indem er sagte: "Herrn General zu vermelden, daß ich mich der Festung schrittweise genähert hab! Das Rekonoscieren war aber schwerer, als ich vermuten konnte, weil das Mansjellchen erst zu glauben schien, daß ich alter Mann in sie verschossen wär'. Darum ließ sie mich garstig abfallen, wenn keiner an ihrem Tische war und ich mit ihr anbinden that. Auf mein Fragen so vorsichtig von hinten herum — der Herr General werden verstehen — war von Antwort keine Rede, und erst als sie merkte, daß von Verliebtheit bei mir keine Rede war, sondern mich bloße Teilnahme zu ihr geführt, da erst taute sie auf, sagte Vertrauen, sprach sich allmählich auch aus. Aber da am Tische kam nichts zu Platz. Sie ist nämlich aus Lüge — einen richtigen Büchsenfuß von hier — und zweimal nach Feierabend, wenn der Herr General im Weinhaus waren, ging ich mit ihr bis vor ihr Dorf. Sie litt es wegen meiner Jahre, und als sie mir erst einmal vertraute, kam so manches heraus. Kurz und gut, sie heißt Katharina Melzer, ist eigentlich Spitzenklopplerin, und das Haus, in dem sie wohnte, steht nicht mehr. Es brannte im Frühjahr nieder, just als ihr Bruder in der Fremde gestorben war, und den Vater — die Mutter ist lange begraben — rührte vor Schreck der Schlag. Jetzt liegt er an beiden Armen gelähmt, und da das Mädchen doch zugleich nicht klöppeln und mit den Spigen hausieren gehen kann, was sonst der Bruder besorgte, so fing die Not bald an. Ihr abzuhelpen legte sich Katharina

auf den Blumenverkauf. Doch weil's bei der Brunnenverwaltung nach der Ordnung geht, kriegte sie, weil sie zuletzt gekommen, auch den letzten Platz, und was sie bei dem schwachen Verkehr da hinten an Blumen verkauft, können der Herr General sich selber denken."

"Hm," machte Blücher und zerrte an seinem Schnurrbart, wie er gewöhnlich that, wenn ihn "was packte". Raschen Schrittes, die Hände auf dem Rücken gekreuzt, durchmaß er die Stube, blieb am Fenster stehen und blickte gedankenvoll hinaus. "Kummer, Sorgen, Jammer, Elend, wie ich schon neulich sagte — alles stimmt. Und in solcher Lage, wo doch zwei für das eine Goldstück ein wahrer Schatz für sie wären, schlug sie's dem Chamisso ab. Aus Liebe zur Königin. . . . Ein Prachtmädchen, für die ich doch gleich meine Börse. . . . Er sah über den Platz nach dem Weinhaus, dachte an seine großen Verluste in jenem Nebenzimmer und seufzte tief auf. "Nächstens," berichtete Johann weiter, "während Katharina hier Blumen verkauft, geh' ich nach Lügde zu ihrem Vater. Sie braucht's vorher gar nicht zu wissen, daß ich mal selber nachsehen will."

"Thu' das," meinte Blücher, und als der Diener bei einer Wendung auf ein Nebentischchen sah, bemerkte er dort ein weißes Kouvert mit blauem Rande und einer Krone in der Ecke. "Herr General haben dies wohl ganz übersehen. Von Ihrer Majestät, kam schon gestern an."

"Gieb her," und die Zuschrift hastig öffnend, fand der General eine Ansage auf Befehl der Königin. "Thé dansant im Blumenhaus — ist heute, und Fête champêtre im Friedenthal — schon morgen gleich darauf? Ein bisschen viel in meinen Jahren, kann mich aber nicht ausschließen, wenn ich auch gar nicht bei Laune bin!"

(Schluß folgt.)

## Korsische Liebe.

Novellette von Rudolf Schmidt.

Aus dem Dänischen.

"Vendetta, — Blutrache?" rief der Assessor. "Bleiben Sie mir vom Leibe damit! Du lieber Gott, weil man seiner Gesundheit wegen einen Winter in Naccio verlebte, muß man deshalb zweimal wöchentlich "Colomba" citiert hören! Ich hasse das Buch, ich mag es nicht nennen hören und beklage auf jeden Fall sehr, daß es in unsern Schulen als Lesebuch im Französischen gebraucht wird, sodaß jeder zweite Mensch es auswendig weiß. Die Korfen von heute, meine Herren, sind so wie Menschen, will sagen Italiener, in der Regel sind: gutmütige, unangängliche Personen, nur mit dem Unterschied, daß sie, wenn sie Feuer wünschen oder sich nach dem Wege zum Hafen erkundigen, mehr Gesten verbrauchen als ein Räuber in einem Melodrama, der das Portemonnaie oder das Leben fordert. Das einzige Auffällige an ihnen ist ihre Begeisterung für Napoleon; sie sind Imperialisten bis an den Hals und werden es bis in alle Ewigkeit bleiben. Ob das damit zusammenhängt, daß sie, wie es bei Alphonse Daudet heißt, so "eitel wie Puter" sind, das will ich ungesagt lassen, wie ich's denn gleicherweise ungesagt lassen werde, ob Eitelkeit die richtige Bezeichnung ist für ein Infulanergefühl, das sie bis in die Fingerspitzen hinein erfüllt; Blutrache aber — vendetta! Nicht mehr als auf Amager!"

Es wurde still im Kreise; man merkte, der Assessor sei darüber so oft befragt worden, daß er sich nicht ganz ohne Grund für einen geplagten Menschen halte. Er seinerseits hatte das Gefühl, den ahnungslosen Fragsteller doch zu hart abgefertigt zu haben.

"Aber trotz des modernen, civilisierten Gepräges," fuhr er abglättend fort, "schlägt einem doch zuweilen ein Hauch entgegen von etwas Ursprünglichem, Armenischlichem — flüchtige Äußerungen wahrer, unentstellter Gefühle, so einfältig rein, so völlig frei von jedem Zusatz, daß man sich unwillkürlich in eine Periode zurückversetzt glaubt, da der Mensch ein weniger zusammengesetztes Wesen war als in unserer Zeit der Anstrengung und Zerstreuung. Und da ich gerade das Einfältige, Unkomplizierte genannt habe, so fällt mir ein, würde die geehrte Versammlung, der ich mit dem besten Willen mit der vielbegehrten korsischen Blutrache nicht aufwarten kann, vielleicht statt dessen mit einem Bissen korsischer Liebe fühlbar nehmen."

Der Assessor ward natürlich von allen Seiten zum Erzählen aufgefordert.

"Es war auf einem Abtecher, den ich mit meinem Freunde, dem französischen Unterpräfekten nach Bastia machte, daß ich Kunde davon erhielt, und zwar auf eine rein zufällige Weise. Bei derselben Gelegenheit bekam ich die betreffenden Personen auch zu sehen, und es ist nicht zu leugnen, daß das den Eindruck um vieles verstärkte. Schon die Reise nordwärts durch das Land war eine Vorbereitung auf das Ursprüngliche, Hinreißende, das meiner wartete. Diese Maquisgestrüppe, die aus einem wilden Durcheinander von Buchs, Myrten, Erdbeerbüschen, Mastixbäumen und starren Heidegewächsen bestehen, in ihrer verwirrenden Mannigfaltigkeit von Wohlgeruch und Farbe, waren in der warmen Frühjahrsluft wie ein Tauchen in die ewigen Gründe des Daseins; der Sinn ward gleichsam auf ein unbekanntes Großes vorbereitet. In Carado, eine halbe Meile von Bastia, sollte es uns entgegentreten.

Ein geringfügiger Unfall mit dem gemieteten Reisewagen veranlaßte eine mehrstündige Unterbrechung unseres Ausfluges.

"Wissen Sie was," schlug der Unterpräfekt vor, "wir suchen Signor Albertini auf. Der gute Mann hat mir nun schon drei Jahre nacheinander das Versprechen abgenommen, an seinem Hause nicht vorbeizugehen, wenn ich mal in diesen



Winkel des Landes käme. Wäre das dumme Wagenrad nicht kaputt gegangen, so hätte ich's doch wieder ausgeschwitzt."

Auf mein Befragen teilte er mir mit, daß Signor Albertini eine Anzahl ausgebreiteter Citronen- und Oliven-gärten sowie ein paar renommierte Weinberge besitze. Er war also, was wir etwa einen wohlhabenden Gutsbesitzer nennen würden. Unterdessen hatten wir den Marktplatz des Ortes erreicht, an welchem das Haus des biedern Landmannes lag, ein düstres, mittelalterliches Gebäude, das offenbar — und das wird die Herren interessieren — mit der Möglichkeit vor Augen aufgeführt war, eine förmliche Belagerung auszuhalten. Nun war die steinerne Galerie längs ihres obersten Stockwerks mit prächtigen Granitvasen voll duftender Blumen besetzt, hinsichtlich des Empfanges, der unserer harzte, eine gute Vorbedeutung.

Denn obchon Signor Albertini nicht zu Hause war, wurden wir von der Tochter und dem Schwiegerohn aufs herzlichste bewillkommt. Im Nu hatte die junge Frau eine Anrichtung bereit, bestehend aus Mandeln, Apfelsinen, Feigen und Wein — eine herzerquickende schwarze Traube, ein Erzeugnis des eigenen Bodens, von einer Sorte, die im Ausland meistens als spanischer Wein verkauft wird. Zugleich ward in einer prachtvollen, weitbauchigen Kristallkanne kaltes Wasser auf den Tisch gesetzt, und der Eifer, mit welchem Wirt und Wirtin uns den klaren Trank aufnötigten, kam mir, die Wahrheit zu gestehen, ein bißchen verdächtig vor.

"Das Wasser ist Cardoso's Stolz!" sagte auflärend der Unterpräsekt. "Korsika hat das beste Trinkwasser der Welt und Cardoso das beste Trinkwasser auf Korsika. Ein fiasco davon kostet in den Straßen Bastias drei Sous."

Ich trank von dem Wasser und muß gestehen, seinesgleichen nie gekostet zu haben. Es wirkte wie eine Einatmung von Sauerstoff: die Lebensfunktionen verstärkend und zu gleicher Zeit unendlich beruhigend; es erfüllte mit Wohlsein wie ein leichter Rausch, hinterließ aber zugleich einen Eindruck von Erneuerung und Wiedergeburt, der nicht zu beschreiben ist.

Meine Begeisterung über ihr Trinkwasser erfüllte die guten Menschen mit geradezu kindlicher Freude. Ich betrachtete sie genauer — es war ein ungewöhnlich schönes Paar. Der Mann hoch, leicht gebaut, mit träumerischen blauen Augen, die den Ausdruck demütiger Anbetung annahmen, wenn sie auf seine junge Gattin fielen. Die letztere war ebenfalls groß, aber eine kräftigere und breitere Erscheinung als er; das Haar rötlichblond mit einem goldigen Schimmer; die großen schön geformten Augen blau — südländisch blau mit einer Schattierung von Schwarz und Violet. Es lag eine stille Würde in ihrem Blick, die dem Gatten gegenüber das Gepräge tiefempfundener, sicherer, fast liebender Freude annahm. — Möglich, daß meine Erinnerung von dem, was ich hernach erfuh, beeinflusst wird; so viel steht aber fest, ich erhielt den untrüglichen Eindruck, daß die beiden Menschen eine glückliche Ehe führten, und daß ihr Glück einen Hintergrund habe, der außerhalb des Alltäglichen falle.

Als wir nach jenem Wunderwasser ein Glas des dunkelroten, blutartigen Weines getrunken hatten, fragte der Mann ganz zufällig, ob wir il leone gesehen hätten — ein weitberühmter, freiragender Fels zwischen Cardoso und Bastia — und als wir es verneinten, machte das Ehepaar uns in freundlichem Eifer den Vorschlag, einen Spaziergang nach einem nahe gelegenen Punkte zu machen, von welchem man den „Löwen“ in seiner ganzen Ausdehnung überblicken könnte. Sie wollten uns natürlich selber begleiten.

Mit Vergnügen gingen wir auf den Vorschlag ein. Indem der Mann vom Tische aufstand, bemerkte ich, daß ihm an der linken Hand die beiden letzten Finger fehlten. Unwillkürlich sah ich nach der jungen Frau hin und gewahrte mit Überraschung denselben Mangel auch hier. Mein Erstaunen muß sich in meinen Mienen ausgeprägt haben; ein schwaches Lächeln glitt über ihre Züge und sie bestete ihre schwarzblauen Augen auf mich mit einem Blick, in welchem die stille Würde mit einem Ausdruck von Stolz und jubelndem Glücke wiederkehrte. Ohne ein Wort zu sagen, nahm sie ihren Mezzaro und warf ihn über den Kopf, der Mann griff nach seiner spizen Sammetmütze und wir machten uns auf den Weg.

Fremdenbesuch ist in Cardoso etwas Seltenes, besonders ausländischer; wir sollten bald erfahren, welches Aufsehen unsere Anwesenheit im Hause des Signor Albertini erregt hatte. Sobald wir uns auf der Straße zeigten, traten wie durch einen seltsamen Zufall die Bewohner in ihre Thür, und das Schicksal fügte es, daß eine merkwürdig große Menge von ihnen die jungen Eheleute im heimatlichen Dialekt nach etwas zu fragen hatte. Selbst der geistliche Hirte des Ortes, ein ehrwürdiger grauköpfiger Padre in langem Priesterrock und mit einem niedrigen, breitkrempigen, an den Seiten umgebogenen schwarzen Filzhut auf dem Kopfe, kam aus seinem Garten heraus und ließ sich nicht so kurz abspießen wie die übrigen.

Es war kein Zweifel, den Gegenstand der Frage bildeten der Unterpräsekt und meine Wenigkeit; dafür erzählte mir mein Reisegefährte in der Zwischenzeit, wo wir uns allein überlassen waren, in einzelnen Bruchstücken die Geschichte der jungen Leute.

Giovanni war ein armer Hirte, der oben in den Bergen die Ziegen des Nachbarn von Signor Albertini hütete. Er hatte die blonde Barbara von Kind auf gekannt und wahrscheinlich die ganze Zeit hindurch geliebt. Als Barbara dann zu einem stattlichen Mädchen herangewachsen war, er-

wachte in ihr die Gegenliebe; Giovanni machte aber nicht den Mund auf; — auch auf Korsika besteht ein Unterschied zwischen arm und reich, und der brave Bursche warf es sich als ein Verbrechen vor, seine Augen bis zur Tochter des vermögenden Weinbauers erhoben zu haben. Barbara fing an, sich in Sehnsucht zu verzehren, und der Doktor verordnete einen Sommeraufenthalt in den Bergen, wo der Vater eine Meierei besaß. So kam es, daß sie Giovanni täglich sah, was das Übel natürlich nur verschlimmerte, denn der Ziegenhirt sagte noch immer nichts. Unterdessen war die Zeit gekommen, wo Giovanni seiner Militärpflicht genügen sollte. Die Aussicht auf die bevorstehende Trennung muß seine Zunge wie durch ein Wunder gelöst haben. Aber nun verlangte Barbara mit leidenschaftlichem Eifer, daß er mit dem Vater reden solle. Den schüchternen Hinweis auf seine Armut erwiderte sie mit der Antwort, daß sie ja reich genug für sie beide sei. So warf sich denn Giovanni in Fuß und trat eines Tages zu unserm biedern Citronenbauer und Weinbergbesitzer in die Stube und brachte unter Furcht und Beben seine Werbung vor. Der ehrenwerte Signor Albertini hatte bereits davon munkeln gehört, daß die Tochter ihr Herz an den armen Teufel gehängt; er hatte die Tradition aus der Zeit Louis Philipp's bewahrt, wie der Bürgerkönig, so liebte auch er zu „temporifizieren“. „Du sollst Soldat spielen, mein lieber Giovanni!“ sagte er und klopfte dem Geißhirten mit vertrauensweckender Miene auf die Schulter. „Du thust dir und dem Mäd'el großes Unrecht zu verlangen, daß die Sache sofort abgemacht werde. Krieg erst mal die roten Hosen an und trage dem Vaterland deine Schuld ab, dann können wir weiter darüber sprechen. Wie gesagt, es ist nicht nur des Mäd'els wegen, sondern auch deinetwegen: man muß sich selber kennen! Ja, wenn du nicht zum Militär solltest, so wär's eine ganz andre Sache, dann ließe ich mich vielleicht überreden. Du weißt ja, ich bin ein Mann von Herz.“

Das mußte der gute Giovanni nun eigentlich nicht; aber treuherzig, wie er war, schenkte er den Worten Glauben. Drei Tage später trat er wieder zu Signor Albertini in die Stube, die linke Hand war in ein blutiges Tuch gewickelt. „Ich habe mir zwei Finger abgehauen, nun bin ich zum Militärdienst untauglich!“ sagte er. Der schlaue Weinbauer merkte, daß das Temporifizieren nichts mehr nütze; dann kam ihm aber eine helle Idee, durch welche er sich von dem lästigen Brautwerber für immer zu befreien hoffte. „Wie, du kommst verstümmelt zu mir und meinst, daß ich meine einzige Tochter einem Krüppel zur Frau geben soll!“ rief er in gutgespieltem Unmut. „Barbara ist vom Scheitel bis zur Fußsohle, als wenn sie direkt von der Drechselbank gekommen wäre. Mach, daß du fortkommst, du Pracher und suche dir ein krüppelichtes Weib — ein andres paßt doch nicht für dich!“

Der arme Hirte ging; er war in seiner Liebe so demütig und bescheiden, daß er die bitteren Worte des reichen Mannes nicht ganz unberechtigt fand. Barbara war währenddessen in der Kirche und flehte die Madonna um Hülfe an. Der Vater sagte ihr nichts davon, daß der Hirte dagewesen sei; aber die That, zu welcher diesen die Liebe getrieben, ward überall ruckbar, und so kam sie denn auch bald dem Mädchen zu Ohren. An einem Nachmittage suchte sie dann Giovanni bei seinen Ziegen auf und traf ihn am Rande eines großen Kastanienwaldes an, wo seine Herde auf einer weiten Trift oberhalb desselben weidete. Aus seinem Munde erfuhr sie dann die höhnische Antwort, die ihm der Vater erteilt hatte, als er, glücklich und zuversichtlich, in der Erwartung eines Lohnes für sein heldenmütiges Opfer, in dessen Stube getreten war. Sie verlangte die verstümmelte Hand zu sehen. Der Ringfinger und der kleine Finger fehlten; aber mit Verwunderung gewahrte sie, daß die beiden Fingerstümpfe bereits mit einer neuen roten Haut überdeckt waren. „Die alte Honoria hat meine Hand mit ihrer Salbe geheilt,“ sagte Giovanni, „es gibt aber Wunden, die keine Salbe heilt.“ Unwillkürlich fielen Barbaras Augen auf einen breiten Kastanienstumpf; das Holz war noch hell und frisch, nur gegen den Rand hin wies es einen großen braunroten Fleck auf; am Fuße des Stumpfes lag eine Art. Es war offenbar der Stumpf, auf welchem Giovanni sich die beiden Finger abgehauen hatte. Die Liebe gab dem Mädchen einen großen Entschluß ein. „Ich möchte nicht gern, daß der Vater uns hier überraschte,“ sagte sie, „siehe mal zu, ob er es ist, der da unten kommt.“ Ahnungslos machte Giovanni einige Schritte vorwärts und blickte den Pfad hinunter. Mit Blüheschnelle eilte Barbara auf den Stumpf zu, legte ihre Linke auf die Stelle, die das Blut ihres treuen Liebhabers gedunkelt und trennte, ehe er's hindern konnte, mit einem einzigen Hiebe den Ringfinger und kleinen Finger von der Hand. „So, nun bin ich ein Krüppel wie du,“ sagte sie blaß, aber ruhig, indem sie sich erhob, „nun passen wir zusammen! Und nun führe mich zur alten Honoria, sie wird wohl auch etwas Salbe für mich haben.“

So weit war der Unterpräsekt mit seinem Bericht gekommen. — „Der Vater gab also nach?“ frug ich. — „Der gute Signor Albertini ist ein großer —“

Weiter kam er nicht, denn in demselben Augenblick hatten sich die jungen Eheleute von dem letzten Bekannten verabschiedet, dem sie Rapport erstattet. Die junge Frau hat die Verzögerung entschuldigen zu wollen; wir wären jetzt gleich am Aussichtspunkt. Die unwillkürliche Ehrfurcht, die ihr bloßer Anblick geweckt hatte, war durch den Bericht des Unterpräsekten um vieles verstärkt worden. Sie muß es mir angesehen haben, daß ich Bescheid wußte, denn mit einem stolzen Lächeln erfaßte sie mit ihrer Rechten die verstümmelte

Linke des Gatten. Er begriff sofort die ganze Situation; mit Blicken voll unfagbarer Färtlichkeit erfaßte er die linke Hand seines Weibes und preßte einen langen, brennenden Kuß auf die Stelle, wo die beiden Finger gefessen hatten.

Der Aussichtspunkt war erreicht. Auf der einen Seite von der braunen Felswand herunter ergoß sich die Quelle, deren Wasser der Ort seine Berühmtheit verdankte, hell und durchsichtig, in armdickem Strahle in ein mächtiges weißes Marmorbecken, an welchem Männer und Weiber beschäftigt waren, den wunderbaren Trank, der in den umliegenden Ortschaften einen vielbegehrten Handelsartikel bildet, in Lederfäcke und gewaltige Steinkrüge zu schöpfen. Vor uns, in der Richtung auf Bastia zu, zeichnete sich am tiefblauen, lichtgefärbten Nachmittags Himmel in scharfen Konturen il leone — schwarz, mit weißen Flechten und dunklem Moos bewachsen, in Form und Bekleidung seinem Namen bis zur Täuschung entsprechend.

Die Umgebung stimmte so merkwürdig zu dem, was ich gehört; und das, was ich gehört, warf einen Widerschein auf die Umgebung zurück. Ich fühlte mich hingerissen von der dunkeln, feierlichen Felsenform und dem blinkenden, wie dem eigenen Herzen der Erde entströmenden Wasser, wie selten oder nie in meinem Leben, weder früher noch später.

Aber der ergreifende Eindruck sollte in plumper Weise zerstört werden. Den Weg herauf kam eine breitstämmige, kugelrunde Person in Pinquito und apfelgrünem Sammetwams und fing schon in beträchtlicher Entfernung an, uns mit einem Schwall von Worten nebst zugehörigen übermäßigen Armbewegungen zu überschütten. In seinen blanken, spielenden Augen, seinem fleischigen, rotgesprenkelten Gesichte stand deutlich zu lesen, daß wir hier einen Corfen vom Puter-Typus vor uns hätten.

„Signor Albertini!“ sagte der Unterpräsekt, während der kleine Kerl keuchend näher kam. — „Nicht wahr, mein Lieber, nun begreifen Sie ohne weitere Erklärung,“ setzte er leise hinzu, „weshalb der Mensch sich beeilte, die beiden Liebenden zusammenzugeben? Sie gaben einen so ausgezeichneten Stoff ab, um damit groß zu thun, und für anderes lebt er nun einmal nicht.“

Der biedere Weinbauer war unterdessen ganz nahe gekommen. Begehrlich wanderten seine Augen von der Tochter und dem Schwiegerohn nach mir hinüber. Kein Zweifel, er freute sich schon im Geiste, ein neues Publikum gefunden zu haben, dem die ungewöhnlich rührende Geschichte ihrer Liebe serviert werden konnte.

Lärmend bestand er darauf, daß wir umkehren und unter seinem Dache ein paar Stunden länger verweilen müßten, als bestimmt war. Die jungen Eheleute zogen sich bescheiden zurück und überließen dem Vater, die Rolle des Wirtes auszufüllen. Raun hatten wir ein Duzend Schritte zurückgelegt, als er auch schon anfang, die Vorbereitungen zum Erzählen zu treffen; der Unterpräsekt unterbrach ihn aber mit der kurzen Bemerkung, daß der fremde Signore bereits die nötige Aufklärung erhalten habe.

„Sie wissen Bescheid, Signor?“ rief er und faßte begeistert meine Hand. „Sehen sie mal die beiden an“ — die Tochter und der Schwiegerohn gingen ein wenig voraus — „gesegnet sei der Tag, da sie Antonio Albertini's Haus um einen Erben bereichern! Das sind Corfen vom besten Stoff, Signor, von dem Stoff, aus dem Bonaparten geschnitten werden.“

Daß Signor Albertini Imperialist war, fand ich vollkommen verstehlich. Nach meiner Meinung aber macht man aus dem Stoff ganz was andres als Bonaparten.

## Im März.

### I.

Es liegt das Herz seit langen Tagen  
Auf holder Wacht,  
Ob nicht im Windesflügel schlagen  
Der Lenz schon lacht.

Ob schon von Knospen und von Keimen  
Ein Dufthauch weht,  
Ob durch die Flur schon im Geheimen  
Ein Flüstern geht,

Ob durch der Wolken Wehn und Weben  
Ein Leuchten fällt  
Und zitternd im Vorüberschweben  
Den Pfad mir hellt!?

### II.

In dieser Tage Sonnengleichen,  
In dieser Vollmondnächte Vann,  
Tönt's wie ein seliges Verheiß'n  
An das bewegte Herz hinan.  
Im Wellenschlag der Märzenluft  
Treibt schon ein heimliches Frohlocken  
Wie ein verwehter Weichenduft,  
Wie das Geläut entfernter Glocken.

Verstohlen hat sich deinem Denken  
Die Hoffnung wieder traun gestellt.  
Den zauberhellsten Frühling schenken  
Will sie der wintermüden Welt,  
Will jede Klust und jedes Grab  
Mit grünen Ranken überbrücken  
Und deinen Pilgerdornenstab  
Mit frischen, roten Rosen schmücken!

Frida Schanz.



### Ludwig Pietsch,

geb. zu Danzig am 25. Dezember 1824.

Es war im Oktober 1858, als die Spenerische Zeitung in Berlin eine durch zwei Monate laufende Besprechung der Akademischen Kunstausstellung brachte, die durch Form und Inhalt gleich sehr auffiel und dem Verfasser ein lebhaftes Interesse seitens der Kunstwelt wie des großen kunstliebenden Publikums erwarb. Verdientermaßen. Denn hier hatte sich einem tüchtigen künstlerischen Wissen liebevoll eindringende Beobachtung, reines Wollen und schönes Empfinden aufs glücklichste zugesellt, und die kritischen Ergebnisse der Prüfung waren mit einer so schönen Wärme, Frische und Dringlichkeit vorgetragen, wie man solche an dergleichen Berichten bisher wenig gewöhnt gewesen. Gern erinnert sich der Schreiber dieser Zeilen des wohlthuenden Eindrucks, den jenes Referat seiner Zeit auch auf ihn gemacht: des schönen Enthusiasmus, mit dem beispielsweise ein Erstlingswerk Bernhard Plochhorsts „Erwartung“ begrüßt und der junge Künstler um seiner „freien frohen Meisterschaft willen“ beglückwünscht wurde; der einsichtigen und energischen Parteinahme, mit der der Berichterstatter für die außerordentliche künstlerische Potenz von vier Bildern Teutwart Schmitzons eintrat, die, ob auch aus allem Gewohnten und Konventionellen herausgehend, seinem Auge als ureigene künstlerische Wiedergeburt großartig angeschauten charaktervollen Naturlebens sich offenbarten; er gedenkt noch der graziosen Weise, in der Wilh. Amberg's „Junge Faunin“ charakterisiert und wegen der „kompromittierenden Ähnlichkeit des Köpfcchens“ mit demjenigen einer „andern jungen Dame“ heiter berufen wurde; des ernsten begründeten Tadelns über Theod. Hildebrandts krankhaft verfehltes Bild „Hubert und Arthur“; des köstlichen Humors, der Ad. Schröders „Falstaff in der Schenke zum Ebertopf“ schildernd reproduzierte; des froh ermutigenden Zurufes an Franz Meyerheim, der damals mit seinem „Junfer und Knappe in der Waffenhalle“ debütierte — und so vieler anderer reizvoller Details, die in seiner Erinnerung durch drei Jahrzehnte hin an Frische nicht verloren haben!

Und wer war jener Kunstkritiker, der gleich bei seinem ersten Auftreten so wohlbegründetes Interesse, so allgemeine Anerkennung hervorrief? Die Kunstwelt wußte bisher wenig von ihm, obwohl er ihr — auch produktiv — fest angehörte. Man entsann sich nur hier und da, daß Ludwig Pietsch die Berliner Akademie besucht, im Atelier des Prof. Otto sich weiter gebildet und früh geheiratet hatte; daß er als vielseitig geübter Arbeiter auf mannigfachen Wegen der Kunst nachgegangen war und als Maler und Zeichner, als Lithograph und Radierer, für Frau und Kinder in treuem Fleiß das tägliche Brot erworben habe und noch erwerbe. Doch hielten schon einige Männer von jener hohen Begabung, die den vereinstimmigen Weltruf verbürgte, eng und treu zu ihm, seine ungewöhnliche Bedeutung für das Kunstfeuilleton früh und sicher würdigend: Iwan Seregejewitsch Turgenjew, schon damals Rußlands größter Dichter, und Wilhelm Lübke, der ausgezeichnete Kunstschriftsteller, damals junger gefeierter Lehrer der Architekturgeschichte an der Berliner Bauakademie. Beide ermutigten ihn kräftig, Pinsel, Stift und Radirnadel wohl nicht beiseite zu legen, doch aber seinen eigentlichen Beruf als den eines Mannes der Feder zu erkennen und diesem Berufe fortan seine beste Kraft, sein Hauptstudium zuzuwenden.

Solche Studien aber, so treu Pietsch sie auch fortan betrieb, konnten in Berlin, damals eine stille Mittelstadt von etwa 460 000 Einwohnern und wenig historischem Leben, nimmermehr zum Abschluß gebracht werden; und so stellte sich bald ein längerer Aufenthalt an den Centralstätten großartiger moderner Kunstarbeit, den Sammelorten unvergleichlicher Schätze vergangener Kulturlebens als unabweisliches Bedürfnis heraus. Die Übersiedelung, zunächst nach Paris, wurde im Frühling 1863 ermöglicht, und hiermit betrat Pietsch den Boden, in dem sein Talent hinfort tiefe gesunde Wurzeln schlagen, aus dem es volle Kraft zur Zeitigung schöner reifer Geistesfrüchte saugen sollte!

Es ist eine alte Wahrheit, daß, je freier eine Berufsart ist, sie eine umso steteren Disziplin des Menschen notwendig macht, eine umso inbrünstigere Hingabe an sich erfordert. Pietsch entzog sich dieser Forderung nicht. Ihm ruhte die Kunst auf dem tiefsten Ernst, und innige Versenkung in ihre großen Gesetze, in ihre mächtigen Offenbarungen war ihm ebenso sehr Forderung der Pflicht, wie Bedürfnis seiner nach dem Schönen schmachtenden Seele. Was ihn aber an der sichtbaren Schönheit zumeist entzückte, war und blieb immer die unsichtbare, und jenes treffliche Wort, mit dem er einst sein erstes Referat über die Berliner Kunstausstellung geschlossen: „mögen die Künstler über der eifrigen Ausübung ihrer Technik nie vergeßen, daß zuletzt es doch immer der Geist ist, der die Kunst zu dem macht, was sie ihrem Wesen nach sein soll: eine sittliche Macht zur freudigen Erhebung und Veredelung der Menschheit“ — dieser schöne Zuruf blieb ihm selbst der Wahlspruch seines Lebens!

Wie ein selig Träumender wandelte er durch jene Überfülle des Schönen und künstlerisch Großen, die Paris für alle Zeiten zum Wallfahrtsort für kunstgläubige Seelen gemacht hat, und schauernd empfand er an sich jenes „Dämonische der Kunst“, das in Platens Versen den ergreifendsten Ausdruck gefunden hat:

Wer die Schönheit angeschaut mit Augen,  
Wird fortan in ihrem Licht nur leben;  
Willenlos ist er dahingeeben,  
Wird zu nichts als ihrem Dienste taugen,  
Wer die Schönheit angeschaut mit Augen.

Aber dieser „Dienst“ ist keine Sinecure — wahrlich nicht! und ist es für Ludwig Pietsch keinen Tag seines arbeitsvollen Lebens gewesen! Auch hier in Paris nahm er, kaum daß die erste Betäubung, in die das Übermaß des Großen und Schönen den Neophyten zu versetzen pflegt, verflogen war, jene Dienstpflichten mit hoher Gewissenhaftigkeit auf sich, und aus strengem Studium, aus künstlerischem Sehen und Wiedersehen, Prüfen und Vergleichen erwuchsen jene trefflichen Arbeiten, von denen wenigstens die bedeutendsten durch sorgfältige Sammlung der Vergessenheit entzogen sind: so aus dem ersten Jahre des Pariser Aufenthaltes die nach Form und Inhalt gleich muster-gültigen Aufsätze: Das Musée des Souverains, Eugène Delacroix, die Galerie des Luxembourg und der tief empfundene, edel gehaltene Nekrolog Teutwart Schmitzons, des in der Blüte seiner Jahre dahingerafften Meisters, dessen frühes Grab zugleich manche schöne Hoffnung eines neuen gesunden Aufschwunges der deutschen Malerei zu begraben schien.

Daneben zeichnete Pietsch unermüdeten Fleißes für zahlreiche große illustrierte Journale — auch für den Bazar —



*L. Pietsch*

schrieb Feuilletons und Kunstberichte, malte und radierte und setzte sich nebenbei in den sicheren Besitz alles dessen, was Paris für seine Geistesbedürfnisse an fruchtender Nahrung und Erquickung zu bieten hatte.

Das Wiedersehen mit Turgenjew in Paris schuf ihm schöne, geistesreiche Stunden; die Beziehungen beider verdichteten sich zu einer tiefen, seelenmächtigen Freundschaft, die kaum eine Trennung litt. Als der große Poet, schon damals leidend, nach Baden-Baden übersiedelte, folgte ihm Pietsch und verlebte mit ihm und durch ihn unvergessliche Sommerwochen und Monate im schönen Ostthal; vor allem in jenem stillen, edelsten Kunstpflege geweihten „Chalet“ am Thiergarten, das die größte dramatische Sängerin unserer Zeit, Michelle Pauline Biardot-Garcia, der vergifteten Luft des kaiserlichen Frankreich überdrüssig, für sich und ihre Familie als neue beneidenswerte Heimstätte erkoren hatte. Den künstlerischen Niederschlag jenes genussvollen Aufenthaltes bilden zwei anziehende farbenreiche Aufsätze in Pietschs gesammelten Studien „Aus Welt und Kunst“ (2 Bde., Jena, Verlag von H. Costenoble 1867) unter dem Titel „In Baden-Baden, Saison 1864 und 65.“ Schilderungen von reizender Lebendigkeit und ein neuer Beweis, wie unfehlbar in Pietschs echt künstlerischer Natur jeder Moment erhöhten Lebens zum Kunstwerke sich gestaltet.

Das Jahr 1864 ward aber für Pietsch noch anderweitig bedeutsam: es knüpfte zwischen ihm und einer großen trefflich geleiteten deutschen Zeitung, der Vossischen in Berlin, jene feste Verbindung an, die Pietschs Talenten vollste Entwicklungsfreiheit gewährte, der Zeitung aber zugleich eine Kraft von höchstem Wert und erstaunlicher Produktivität sicherte — bis auf den heutigen Tag! Was ihm, der zugleich die Illustration deutscher Klassiker mit leidenschaftlicher Hingebung unternommen hatte, an Leistungskraft übrig blieb, gewann im Jahre 1867 die Schlesische Zeitung — die den durch Ernst Rostk's Hinscheiden erlittenen Verlust zu decken hatte — für sich, und

von jetzt an rollte Pietschs Leben im gewissenhaften Dienst dieser beiden großen literarischen Institute ab.

Und wie bunt und reich und farbenprächtig war dieses Leben, war dieser Dienst! Im Frühling 1869 unternahm er im Auftrag beider Blätter seine erste Orientreise mit den großen, sein Malerauge mit tausend Reizen sättigenden Etappen Wien, Venedig, Korfu, Athen und Stambul; eine Künstlerwallfahrt, deren bleibendes Ergebnis in dem vielgelesenen, inhaltreichen und formichönen Buche „Nach Athen und Byzanz.“ Ein Frühlingsausflug von Ludwig Pietsch (Berlin, Verlag v. D. Janke) vorliegt. Im Spätherbst 1869 war er in Ägypten, nahm als „Invité“ des Khedive Ismail Pascha an den Zaubereisen, die die Eröffnung des Suezkanals feierten, Teil und kehrte zu Anfang des Jahres 1870 in die Berliner Heimat zurück, schmachtend nach stillem Ausruhen von den ungeheuren Strapazen, die ihm das abgelassene Jahr auferlegt hatte, und voll tiefen Verlangens, dem Erlebten in künstlerischer Ruhe und Zurückgezogenheit ideale Frucht abzugewinnen.

Nur wenige Monate waren ihm dafür vergönnt; denn der gewaltige Krieg, der in den Hochsommertagen des Jahres 1870 wie aus schwerer Wetterwolke auf die deutschen Lande herabfuhr und Germaniens wehrhafte Volkskraft auf blutigen Schlachtfeldern jenseits des Rheins furchtbaren Waffenproben unterwarf, entzog auch Pietsch dem Frieden der Heimat. Wiederum hieß es, von Haus und Herd scheiden, um unter unendlichen Mühen und großen Gefahren Zeuge jener welthistorischen Begebenheiten zu werden, die von der Vorsehung bestimmt waren, das Kaiserthum der Napoleoniden in Frankreich zu begraben, das Kaiserthum der Hohenzollern in Deutschland ins Leben zu rufen. Ein glücklicher Zufall und die Güte des deutschen Kronprinzen attachierte ihn dem Hauptquartiere der III. Armee und gab ihm Gelegenheit, als Augenzeuge über die bedeutendsten Momente des Krieges in lebensvollsten Schilderungen (später unter dem Titel: „Von Berlin nach Paris“ gesammelt) der Heimat zu berichten. Daneben rastete sein Zeichentisch kein Tag, vielmehr füllte sich sein Skizzenbuch mit einer Fülle von unmittelbar auf den Schlachtfeldern und den Verbandplätzen entworfenen Zeichnungen, die in ihrer furchtbaren Lebenswahrheit den Beschauer (dem ein Einblick in Pietschs streng sekretirte Mappen vergönnt ist) noch heute tragisch ergreifen. Im Oktober eilte er aus Frankreich heim, um seinen Pflichten als Berichterstatter über die Kunstausstellung in Berlin zu genügen, kehrte nach vollbrachtem Werke nach Versailles zurück und hatte das Glück, rechtzeitig einzutreffen, um dem welthistorischen Momente der Kaiserproklamation im Spiegelsaal Louis XIV. beiwohnen zu können. Um die Mitte des Monats März 1871 traf er tief erschöpft und fast überfüllt von Eindrücken des Großen und Furchtbaren in Berlin wieder ein.

Die nun folgenden beiden Jahrzehnte seines Lebens verliefen auf friedlicheren Bahnen, stellten aber an Pietschs Lebens- und Arbeitskraft nicht geringere Anforderungen. Wo immer ein bedeutames Ereignis im Kulturleben Europas und über dessen Grenze oft weit hinaus sich begab, eilte der Unermüdlige herbei, für die sehnüchlig harrenden Leser der beiden großen Zeitungen, deren Interessen Pietsch wahrzunehmen hatte, in jener nur ihm eigenen reizvollen und sachlich mustergültigen Weise zu berichten; und so sah ihn das Jahr 1874 in Holland, England, Rußland und Italien, das nächstfolgende in Frankreich und abermals jenseits der Alpen; 1876 unternahm er seine „Wallfahrt nach Olympia“, wo er den Ausgrabungen auf der Tempelstätte beiwohnte und eine vorzügliche Schilderung von der Arbeit selbst und ihren Ergebnissen, sowie von Land und Leuten im Peloponnes veröffentlichte — eines der besten, jedenfalls anziehendsten Bücher, die je über diese vielbehandelte Materie geschrieben worden sind.

Im Frühling 1877 begleitete Pietsch die deutsche Gesandtschaft, welche sich nach Afrika begab, mit dem Herrscher von Marokko freundliche Verbindungen anzuknüpfen und demselben die Geschenke des deutschen Kaisers zu bringen, und verlebte hier drei Monate voll interessantester Eindrücke und Lebenserfahrungen, geschildert von ihm in einem Buche (Marokkobriefe von der deutschen Gesandtschaftsreise. Leipzig, Brockhaus) voll der Ergebnisse einer wunderbar eindringenden Beobachtung und von unvergleichlichem Zauber der Darstellung.

Ich erinnere jene, die das vorzügliche Werk f. B. gelesen haben, nur an die entzückende Schilderung des Aufenthaltes in Tanger, wo Natur, Kunst und erotisches Volksleben, edle Gastlichkeit und holde Frauengüte den Mitgliedern der deutschen Gesandtschaft Tage und Wochen von traumhafter Schönheit bereiteten: dergleichen Darstellungen müssen jedem verständnisvollen Leser unvergänglich bleiben!

Was bleibt noch zu sagen? Unter nie nachlassender Arbeit, in nie ermattender Kraft, mit nie getrübtetem Künstlerauge schreitet Ludwig Pietsch durch die Tage und Jahre der Gegenwart hin, Schönstes und Größtes überall mitgenießend, aber alle diese Momente erhöhten Daseins mit ehrlicher Arbeit zahlend, aus der „Fülle der Gesichte“ heranstretend in das Alltagsleben wie ein vom Hauch der Muse gestreifter Dichter und in unnachahmlicher Wiedergabe dem Erlebten bleibendes Sein, fortwirkende Dauer verleihend.

Ludwig Ziemssen.





**Der entwendete Brief.**

Zu dem Bilde von W. Schöbde.

Etwas Traulicheres, als ein Abendstündchen im „Herrnstüble“ des Gasthofes „zum weißen Hirsch“ — darüber waren alle Stammgäste des Hauses einig — gab es schon gar nicht im Städtchen, vielleicht überhaupt nirgends in der Welt; und mancher von den Gästen kommt's den Tag über schier kaum erwarten, daß es vom St. Mauritius-Turm sechs Uhr schlug, um den liebgewohnten Gang ins Glockengäßchen anzutreten und dort, begrüßt von den würdigen Freunden und — was auch nicht zu verachten war — von den allerliebsten Töchtern des Hauses, seinen gewohnten Platz am Tische einzunehmen. Ja, von den Töchtern des Hauses! Denn die Stammgäste des „Herrnstüble“, lauter wohlangesehene, der Wirtsfamilie befreundete ehrbare Personen, hatten es sich speziell ausge-

und sein Freund, der Assessor! Das waren schon ein paar ganz Schlimme, und aufs Recken und Hänfeln verstanden sie sich, wie nur irgend einer! — Das Argste aber leistete denn doch der Forstmeister neulich abends, als die beiden Mädchen mit dem Paten Oberamtsrichter ein Weilchen allein im „Stüble“ geseßen waren (abseits im Erker politisierten nur der Doktor und der Rentmeister über einer Flasche Biersteiner), und Sabine aus ihrem „Schatzkästlein“ allerlei kleine Kostbarkeiten an Erinnerungszeichen, Photographien von Freundinnen, Briefen, getrockneten Blumen und anderem Mädchenkram hervorgeholt und dem gutmütig teilnehmenden Paten, allerdings nur mit Auswahl, gezeigt hatte. Da war jener mit dem unvermeidlichen Assessor eingetreten, frisch von der Jagd und wohlgelaunt wie immer, hatte jovial grüßend Gewehr und Tasche abgelegt, jedem der beiden Mädchen eine mitgebrachte hübsche Waldblume in den Schoß geworfen und dann um ein Schöppllein gebeten.

— wollte sagen der junge Forstpraktikant aus Bergeborn — die jüngst erledigte schöne und einträgliche Försterstelle drüben in Rehsfelden bekomme. Und er wollte gewiß! War er doch, wohl ein wenig übermütig, aber herzensgut und gönnte allen Menschen das Beste; hatte auch viel Liebe im ganzen großen Revier und volles Vertrauen bei allen seinen Beamten. Und dann, hatte er nicht Franz, das heißt den jungen Forstpraktikanten, oft genug gelobt, ihn einen trefflichen Waldmann und sorgsamem Beamten genannt, ihm auch eine schöne Zukunft prophezeit. Nun, wenn derselbe keine schönere sich wünschen mochte, als mit ihr, Sabinen, fürs Leben verbunden, in dem allerliebsten Försterhause in Rehsfelden, wo die Tauben so hübsch ums Dach flogen und die beiden alten Linden so hübsch vor der Thür mit Dank und Steintisch so lieblich überschatteten, still und fleißig leben zu können, dann war ihm das doch zu gönnen! Und das stand ja auch im Briefchen drin, den der Forstmeister eben gelesen hatte. Nun mußte er



Der entwendete Brief. Originalgemälde von W. Schöbde.

beten, nur von den beiden netten Mädchen bedient zu werden, und die Eltern hatten es gern gewährt. Warum auch nicht? War doch der hochwürdige Herr Dekan, der Mädchen Seelsorger und Lehrer, allabendlich da; ingleichen der alte Oberamtsrichter, der gar Monikas Pate war; und auch sonst nur bewährte Freunde des Hauses: der Herr Rentmeister, der brave Doktor, der Bürgermeister — was gab es denn da für die guten Kinder zu befahren? Gar nichts! — Und der Ansicht waren auch die „guten Kinder“, zwei so schelmische Blaugen, wie nur je welche munter und lebfrisch in die Welt hinausgeblüht! Es verkehrte sich gar gut mit den alten munteren Herren. Brauchten dieselben nichts, gut! so regten sie ihrerseits munter und flink die blitzenden Stricknadeln (denn die Mutter hielt streng darauf, daß sie nimmer müßig saßen), und das Plaudern mit den Gästen machte sich dabei doch auch ganz hübsch; und brauchten diese ein frisches Schöppllein — nun in drei Sprüngen waren die munteren Mädchen im Keller, und der kühle Trank stand vor dem Gast, ehe er sich dessen recht bewußt ward.

Es war ein friedlich-behagliches Leben, wahrhaftig, sehr friedlich, wäre nur nicht der neue junge Forstmeister gewesen

• Das hatte ihm dein Sabinchen auch flink genug besorgt; aber was war ihr Dank dafür gewesen? Mit einem festen Griff, recht wie ein gelehrter Langfinger, hatte er aus dem noch offenen „Schatzkästlein“ ein Briefchen herausstibigt, sich in den Stuhl zurückgeworfen und, ehe noch Sabinchen es zu hindern vermocht, hineingesehen, gelesen und — laut gelacht! Und grade dieses Briefchen war, nun, es war für fremde Augen und Ohren eben nicht bestimmt gewesen, und kurz — das Ganze war abscheulich von dem Forstmeister, höchst abscheulich! Was half es Sabinchen, daß sie wie ein zorniges Kästchen über den Tisch hinüberfuhr und ihr Eigentum kategorisch zurückforderte: das Schlimmste hatte der kecke Mensch doch schon gelesen, und wie hatten die andern dazu gelacht! Selbst Monika, die Böse, die hinter der Blume sicherte. Es war gradezu nicht zum Ansehen gewesen. Aber so geht's, wenn man sich mit den Herrenleuten einläßt! Zum Glück war's doch beinahe kein Geheimnis mehr, was der Forstmeister da entdeckt und zum besten gegeben — zum großen Glück!

Und ein noch größer Glück war, daß er selbst, wenn er nur wollte, vollends alles zum Guten kehren konnte. Ging es doch nur von seinem Vorschlag und Bericht ab, ob Franz

doch wissen, was er dabei thun konnte und sollte! — Mit diesen Gedanken packte Sabinchen, hochrot vor Aufregung und Beschämung, aber innerlich doch recht trotzig und entschlossen, ihre kleinen Schätze wieder zusammen und wollte damit zur Thüre hinaus. Aber da gab's Aufenthalt. Ein grünrückiger Arm streckte sich ihr wie ein Schlagbaum entgegen und eine lachende Stimme flüsterte ihr zu: „Halt! hier hindurch geht der Weg ins Rehsfeldener Forsthaus! Aber es kostet Zoll. Was bekomme ich, wenn ich den Weg freigebe?“

Vielleicht dachte der schlimme Mensch an ein Küßchen oder dergleichen. Aber da kannte er Sabinchen schlecht. Feuerrot, die kleinen weißen Zähne aufeinanderbeißend, um das Lachen zu beherrschen, nahm sie die hübsche Waldblume, die der Forstmeister ihr eben geschenkt, vom Busen, steckte sie ihm mit einem niedlichen Knix ins Knopfloch und hauchte mehr als sie sprach: „Dies — und eine Einladung zur Hochzeit!“ — Damit aber war sie auch zur Thür hinaus, um für heut Abend nicht wieder zu kommen. Die Herren aber sahen sich an, lachten wie toll und der Forstmeister sprach, sich den Bart streichend: „Ein Wettermädel!“



## Aus dem Frauenleben.

\* Im Königreich Württemberg hat die Verlobung des Prinzen Wilhelm, des präsumtiven Thronfolgers, mit der Prinzessin Charlotte von Schaumburg-Lippe, deren Bild wir den geschätzten Lesern des „Bazar“ heute bringen, freudige Erregung hervorgerufen. Nach mehr als dreijähriger Dauer trüben Wittvertums hat der prinzipale Bräutigam wieder den Entschluß zu einer zweiten Verbindung gefaßt. Fünf glückliche Jahre hatte der erste Bund mit der ammutsvollen Prinzessin von Waldeck gewährt, als die liebende Gattin von der Seite des Prinzen gerissen wurde. Der Prinz verfiel in Trübsinn und lebte während der folgenden Jahre so zurückgezogen, als es seine hohe Stellung nur gestattete. Aber der Prüfungen war damit noch kein Ende. Zwei holbe Kinder waren der ersten glücklichen Ehe entsprossen, ein Sohn und eine Tochter. Auch der erstere sollte dem Vater verloren gehen, er folgte nach kurzer Frist der Mutter ins Grab. Des Vaters zärtliche Liebe konzentrierte sich nunmehr ganz auf die jetzt achtjährige Prinzessin Pauline, und allgemein war im Lande der Glaube verbreitet, daß Prinz Wilhelm sein Leben als Witwer beschließen wolle. Der 11. Januar dieses Jahres sollte darüber andere Belehrung bringen. An diesem Tage war es, daß unerwartet und in aller Stille sich ein Ereignis vollzog, das zwar überraschend, aber doch allgemein freudig überraschend sollte: Prinz Wilhelm trug seine Hand der Prinzessin Charlotte an und wurde gern erhört. Die jugendliche Braut des Prinzen, die nunmehr dazu bestimmt ist, an seiner Seite einst den Thron Württembergs zu besteigen, ist die älteste Tochter des Prinzen Wilhelm von Schaumburg-Lippe, Bruders des regierenden Fürsten, Besitzers der Standesherrschaft Nachod, und der Prinzessin Bathildis von Schaumburg-Lippe, geborenen Prinzessin von Anhalt. Auf dem Schlosse Nachod fand das Verlöbniß der Prinzessin statt, die am 10. Oktober 1864 zu Ratiboritz geboren, nunmehr 21 Sommer zählt, während der



Prinzessin Charlotte von Schaumburg-Lippe.

prinzipale Bräutigam am 25. Februar 1848 das Licht der Welt erblickte und somit nahe vor der Vollendung seines 38. Lebensjahres steht. Unter den deutschen Prinzessinnen zählt Prinzessin Charlotte zu den lieblichsten und zugleich einfachsten Erscheinungen. Beide Eigenschaften hat sie mit vielen anderen hohen Vorzügen von ihrer vortrefflichen Mutter geerbt, und somit darf der sichern Hoffnung Raum gegeben werden, daß der prinzipale zukünftige Gemahl an der Seite der Prinzessin dasjenige Glück wiederfinden wird, welches ein herbes Geschick ihm einst jah entriß.

\* „Miß Clevelands erster Empfangsabend im Weißen Hause zu Washington“ so betitelt sich ein anziehender Bericht, den eine amerikanische Dame, die zugleich eine treue Freundin des „Bazar“ ist, in liebenswürdiger Weise für uns niedergeschrieben hat, und den wir seines interessanten Inhalts wegen gern hier folgen lassen. Die Verfasserin schreibt: „Im März vorigen Jahres bestieg Mr. Grover Cleveland bekanntlich den Präsidentensitz der Vereinigten Staaten. Es ist Sitte, daß der Präsident kurz nachdem er in seine Würde als erster Bürger des Staates eingeführt, bei sich empfängt und ich hatte das Glück, zu den Geladenen zu gehören. Mr. Cleveland ist Junggeselle und so machte seine Schwester die Honneurs des Hauses. Am 14. März pünktlich um 1 Uhr Nachmittags fand der Empfang statt.

Das Weiße Haus befand sich in feierlichem Schmucke, alle Räume und Hallen strahlten in festlicher Helle, überall sah man blühende Blumen. Reihen von Esterliken, Krotus und Hyazinthen schmückten die Kamme, Bouquets die Seitentische, während die Fenster des blauen Empfangsalons durch Palmen und tropische Pflanzengruppen ganz erfüllt wurden. Im Mittelfenster stand eine Pyramide von weißen und blauroten Azalien in voller Blüte. Miß Cleveland hatte zu ihrer Unterstützung zunächst ihre Schwester, Frau Hoyt, gewählt, während einige Damen, Frauen der Minister, die ganze Zeit im Zimmer blieben. Fräulein Bayard, die älteste Tochter des Staats-Sekretärs, das heißt nach unserer Bezeichnung des Minister-Präsidenten, war ebenfalls mit dieser ehrenden Aufgabe betraut worden, hielt sich jedoch mehr im Hintergrund der Gruppe. Miß Cleveland machte den besten Eindruck; allen Eintretenden kam sie mit einer außerordentlich natürlichen Herzlichkeit entgegen. Ihre Toilette war einfach wie sie selbst. Ein schwarzseidenes, spitzenbesetztes Kleid mit langer Schleppe, dazu ein flaches Niederbouquet von Theerosen mit Blättern und ein großer weißer Fächer, das war alles. Anders die Toiletten der andern Damen. Frau Hoyt trug einen Anzug ganz

aus spanischen Spitzen über blauroter Seide, ein reicher roter Korallenkranz hielt ein Korset-Bouquet von Thallilien; Fräulein Bayard hatte eine Empfangskrope von schwarzblauem Sammet mit Schleppe gewählt, deren Vordertheil aus himmelblauem, goldgesticktem Sammet, mit Seitenfeldern von Valencienner Spitzen geziert war, und hierzu trug sie eine Koiffüre gleichen Stils. Frau Staats-Sekretär Manning war in einer tief bronzernen Robe und Häubchen gleicher Farbe erschienen; Frau Endicott, welche die Damen der Senatoren dadurch entzückt hatte, daß sie ihnen in der Woche zuvor ihre Bistie gemacht und so die Gesetze der Etikette anerkannt hatte, trug schwarze Seide und dazu eine granatfarbige Sammethaube.

Der Empfang war reich an Eindrücken. Nach einander erschienen die tonangebenden Persönlichkeiten der offiziellen und vornehmen Zirkel, und die Unterhaltung drehte sich alsbald um die letzten Ereignisse, natürlich auch um die politischen. Hier war Miß Cleveland der Mittelpunkt. Um die geistreiche Herrin des Weißen Hauses scharten sich Gruppen kritischer Damen, welche jede ihrer Bewegungen verfolgten und den Moment wahrnahmen, mit in die Debatte einzugreifen. Plötzlich wurde die Diskussion durch das Erscheinen der Frau Blaine, der Gattin des Cleveland unterlegenen Gegenkandidaten, und ihres Sohnes Walker Blaine unterbrochen; es war das Ereignis des Abends. Miß Cleveland trat mit ihrer Schwester den beiden herzlich entgegen, ihr Gesicht glühte vor innerer Erregung. Frau Blaine sah sehr vergnügt aus, blieb einen Moment stehen, um im Saale Müßiggang zu halten, und verschwand alsdann schnell in eines der Nebengemächer. Etwas später erschien ihre Tochter Margarete, begleitet vom Senator Jones, und aller Augen waren nunmehr wiederum auf diese gerichtet. Das Auftreten der jungen Dame war gleich dem der Mutter bestimmt und dabei doch zurückhaltend. Als jetzt ein Kreis von Damen die merkwürdigen Gegenstände, welche die Politik in die gesellschaftlichen Verhältnisse trage, besprach, überraschte eine der liebenswürdigen Sprecherinnen durch die Mitteilung, daß Frau Hoyt, des Präsidenten Schwester, sowie dessen Bruder, Pastor Cleveland, eifrige Republikaner, also politische Gegner des Präsidenten gewesen seien. Kurz vor den Wahlen änderten sie ihre Ansichten, und jetzt lachte Frau Hoyt, wenn Leute ihr sagen würden, daß sie einst den Tag, an welchem die Demokraten (die siegende Partei) das Weiße Haus bewohnen möchten, ersehnt hätte.

Präsident Cleveland selbst aber sollte eine Ahnung bekommen, was es heißt, durch das Gedränge des Weißen Hauses zu kommen, wenn Empfangstag ist. Verspätet von einer Spazierfahrt zurückkommend, mußte er ruhig warten, bis die Reihe ins Haus zu gehen an ihn kam, und gedrängt und gepufft und von Besuchern, die ihn nicht kannten, mit Vorwürfen über seine Haft empfangen, gelangte er schließlich mit Hilfe des Thürstüchlers in das Haus.

Bis gegen 5 Uhr hatte der Empfang gewährt, dann empfahl sich Miß Cleveland der Gesellschaft und zog sich zurück. Damit war die Festlichkeit, während welcher keinerlei Erfrischungen gereicht wurden und die, wie man sieht, demnach wenig kostspielig war, beendet. Zum Schluß mußte Präsident Cleveland übrigens mancherlei „sanfte Vorstellungen“ über seine Unbeweibtheit hören. Eine der Damen ging sogar so weit, dem Präsidenten gegenüber zu äußern, daß sie binnen sechs Monaten eine Gattin im Weißen Hause anzutreffen hoffe. Mr. Cleveland lachte indes nur und meinte: „der Termin wäre ihm etwas zu kurz gesteckt.“

H. G.

## Eine große Bleichwäsche vor fünfzig Jahren.

„Ich träume als Kind mich zurück“ — zurück in meine kleine Vaterstadt im Herzogtum Anhalt, zurück zu dem hart an dem schmalen Flüsschen, das sie durchfließt, belegenen Vaterhause und erinnere mich eines großen Tages oder besser einer großen Woche, welche alljährlich um die Zeit, wo der Frühling allmählich in den Sommer übergeht, dort anzubrechen und stets eine eigenartige Bewegung hervorzurufen pflegte. Man beging, beinahe hätte ich gesagt, das Fest der großen Bleichwäsche, und wenn ich es mir recht überlege, so ist dieser Ausdruck nicht allzu unpassend gewählt. Wäschen wurden ja das Jahr über verschiedene, große, kleine und mittlere abgehalten, sie brachten sämtlich ihre Mühen und ihre Unterhaltungen, aber eins der wirtschaftlichen Hauptereignisse des Jahres blieb doch die große Bleichwäsche, zu der sich jene andere Wäschen verhielten, wie die Treppen und Gesichte eines Feldzuges zu der entscheidenden Hauptschlacht.

Der Einzug der Wäschfrauen — je nach Umfang und Wohlhabenheit des Hausstandes eine, zwei oder drei an der Zahl — geschah in der Regel am Dienstag, aber schon am Montag warfen die kommenden Ereignisse ihre Schatten voraus. Da war die Hausfrau geschäftig, die Wäsche zu sortieren, aufzuschreiben und in Körben nach dem Wäschhause schaffen zu lassen, in welchem die Mäße fehrten, säuberten, Kessel scheuerten und das hölzerne Waschgerät prüften, ob kein Band losgegangen sei. Da wurde Seife in ganz kleine Stücke geschnitten, um später gekocht zu werden, da pflanzte man im Hofraum ein Gestell aus Korbgeflecht auf, durch welches Wasser, das man über Holzschale gegossen, ganz langsam in ein darunter befindliches Faß tropfte. Man gewann auf diese Weise die für die Wäsche erforderliche Lauge, denn Soda, Eau de Javelle und wie die fleckreinigenden Mittel, deren man sich jetzt bedient, alle heißen, tannte man nicht und würde sie, hätte sie jemand empfohlen, mit Entrüstung zurückgewiesen haben.

Nach obigem Grundsatz besorgten denn auch die Wäschfrauen, zu denen sich das ober die Dienstmädchen des Hauses gesellten, das erste der ihnen obliegenden Geschäfte — das Herbeiführen des Wassers. Jede bestiegte an einem hölzernen quer über die Schultern zu nehmenden Schragen vermittelst herabhängender Lederriemen an jeder Seite einen Eimer und so gingen sie unzählige Male von dem betreffenden Hause nach dem Flusse und wieder zurück, bis sämtliche Zuber im Wäschhause gefüllt waren. Die sich an den Riemen bewegenden Eimer der taktmäßig nebeneinander herschreitenden Wäscherinnen gaben eine eigentümliche nicht allzu wohlklingende Musik, sie läutete aber die große Bleichwäsche ein, man konnte ihren Ton nicht entbehren.

War das Wasser vorhanden, so ward die Wäsche Stück für Stück eingeseift und mit Wasser übergossen, in welchem

Zustande sie bis zum nächsten Morgen zu verharren hatte. An diesem Geschäft beteiligten sich neben den Wäschfrauen und den Dienstmädchen, wenn nicht die Hausfrau selbst, so doch sicher die erwachsenen Töchter oder sonst vorhandene weibliche Hausgenossinnen, die überhaupt während der ganzen Woche, sei es durch direkte Arbeit am Wäschfaß, sei es durch Besorgung der gesteigerten häuslichen Geschäfte fortwährend im Atem gehalten wurden, denn die Bewirtung der Wäscherinnen, die nach ganz feststehenden Regeln zu geschehen hatte, war keine Kleinigkeit, und wehe dem Hause, dem man in dieser Beziehung Verstöße nachsagen durfte! In der ganzen Stadt erzählte man es sich, wenn die Frau Rätin P. die Butterbrote zu klein geschnitten und nicht fett genug gestrichen, oder wenn die Frau Einnnehmer K. die Röhre mit Backobst und Speck am zweiten Waschtage statt am ersten zum Mittagessen gegeben hatte, oder wenn gar am Trodentage der mit Zucker und Zimmt bestreute Hirsebrei samt Schweins- und Kalbsbraten ausgeblieben war. Außer dieser Hauptmahlzeit hatten die Frauen zwei- oder dreimal am Tage Kaffee mit Semmel, zum Frühstück und Vesper Butterbrote mit einem Glase Braunwein und abends Suppe, irgend ein warmes Gericht und Bier zu erhalten, und zwar alles so reichlich bemessen, daß sie davon auch noch den Bedarf des nächsten Tages für ihre Familie mit heim nehmen konnten.

Aber der geschilderte Dienstag war nur das Vorspiel für die Ereignisse der nächsten Tage, die mit dem Grauen des Morgens begannen und währten, bis das Licht der Juni Sonne lange schon erloschen war. Drei Tage hintereinander wurde die Wäsche gewaschen, gefocht, wieder gewaschen, gebrüht und abermals gewaschen, Freitag Nachmittag war man dann endlich so weit, sie in Körbe zu packen, und hatte seither der Grundsaß gewaltet, sich die Arbeit zu erschweren, so trat jetzt das entgegengesetzte Bestreben ein, man legte nun in jeden einzelnen Korb möglichst wenig der nassen Wäschstücke, aber nicht etwa, weil man sich vor der Last gefürchtet hätte, sondern, daß ich's nur beim rechten Namen nenne, aus Eitelkeit und Prahlerei. Je zahlreicher die Körbe, je größer der Ruhm vor den Nachbarinnen, welche höflichst ersucht wurden, zu gestatten, daß ihre Dienstmädchen einen Korb mit tragen helfen und dieses Rufes auch bereits gewärtig waren. Es wäre gegen jede gute Lebensart gewesen, einen solchen auf Gegenseitigkeit beruhenden Dienst zu verweigern.

In Prozession von acht, zehn, zwölf Korbträgerinnen, die Wäschfrauen und die Dienstmädchen des Hauses voran, ging es durch die Straßen, zum Thore hinaus, nach dem „Bleichgarten“, einem aus mehreren Morgen Grasland bestehenden, vom Flusse bespülten Erdenfeld, dessen Besitzer in einem daranstehenden Hause wohnten und aus dem Weiden und Troden der Wäsche der Stadtbewohner ein ganz einträgliches Geschäft machten. Obgleich es zwei solcher Bleichgärten gab, mußte man doch vorher bestellen, um sicher zu sein, den erforderlichen Raum für seine Wäsche zu finden.

Diese ward nun durch geschäftige Hände Stück für Stück auf dem Rasen ausgebreitet und alsdann der Obhut der Bleicherin übergeben, die sie zu bewachen und zu begießen hatte. Nur am Sonnabend Abend erschienen die Wäscherinnen wieder, um die Stücke zu wenden, welche drei Nächte und drei Tage dem Thau, dem Regen und dem Sonnenschein ausgesetzt blieben, dann trat eine Pause ein.

Desto geschäftiger begann die neue Woche. Am Montag Nachmittag ward die Wäsche aufgenommen, im Bleichgarten wiederum durchgewaschen, dort über Nacht in Spülwasser gelassen und am nächsten Morgen gespült, geblaut, gestärkt und an Ort und Stelle auf Leinen getrocknet. Waren Wind und Sonne günstig, so konnte man am Dienstag gegen Abend mit der trockenen, leuchtend weißen Wäsche triumphierend wieder den Einzug in die Stadt halten, wo sie alsdann gelegt, gerollt, geglättet und endlich wieder in den lavendelduftenden Wäschschrank gepackt ward.

So schnell, wie ich dies hier aufzähle, vollzog der Prozeß sich freilich nicht immer. Das Wetter spielte eine große Rolle, Regen und ungünstiger Wind konnten nicht nur das Trocknen verzögern, sondern auch den Erfolg der mühsamen, zeitraubenden Prozedur der Bleiche mehr oder weniger beeinträchtigen.

Nehmen wir aber an, alles sei wohl gelungen, kein Regen am Trodentage habe Anlaß zu jenen Bemerkungen gegeben, die scherzhaft sein sollten, aber hämisch waren und die Betroffenen das elementare Ungemach wie eine persönliche Verschuldung empfinden ließen, so waren doch acht bis zehn Tage hingegangen, bis die Hausfrau den gefüllten Linnenschrank schließen und auf dessen Inhalt blicken konnte wie der fleckreiche Feldherr nach geschlossenem Frieden auf die dem Reiche neu einverlebte Provinz. Ein großes Ereignis im Kreislaufe des Jahres lag wieder hinter ihr; die kostbarsten Gedeeke, die feinen Bezüge, die nur bei festlichen Anlässen das Licht des Tages erblickten, ruhten wieder wohlverwahrt, mit roten Bändern umwunden, in ihrem Fache, aber auch die im alltäglichen Gebrauch befindlichen Stücke waren der Wohlthat der Bleiche teilhaftig geworden, sie hatte das beruhigende Bewußtsein, daß sie „Grund“ besaßen. Ich muß bekennen, das Wort hat mir immer etwas mysteriös geklungen und bis auf den heutigen Tag hat es mir nicht gelingen wollen, seine Bedeutung zu enträtseln, da es aber der höchste Lobspruch war, wenn es hieß, die Wäsche habe „Grund“ und ein bitterer Tadel, falls das Vorhandensein dieser Eigenschaft in Abrede gestellt ward, so mag doch etwas daran gewesen sein, was sich mehr empfinden als begreifen ließ und wofür mir die feinen Fäulnisabgänger. Denn, daß ich's nur gestehe, ich habe mich nie für die große Bleichwäsche begeistert, nie in der Zahl der nach dem Bleichplatz wandernden Korbträgerinnen einen besonderen Ruhm finden und noch weniger verstehen können, wie es ein Vergnügen sein möchte, die ausgebreiteten oder auf der Leine befindlichen Wäschstücke anderer Hausfrauen zu mustern und über deren Zahl, Güte und Beschaffenheit ein kritisches Urteil abzugeben.

Ich habe es nicht verstehen können, und dennoch, wenn heute meine Wäscherin mit dem gefüllten Korbe zu mir ins Zimmer tritt und ich gar nichts dabei zu thun habe, als sie in Empfang zu nehmen und zu bezahlen, dann erfährt mich zuweilen eine Wehmut, eine Art von sehnsüchtigem Gefühl nach der Zeit, in welcher man in meinem elterlichen Hause die große Bleichwäsche veranstaltete, bei der ich wohl über übel mit Hand anlegen mußte; war es doch die Zeit, in der ich jung war.

Jenny Hirsch.



## Die Frauenfrage in den drei nordischen Reichen.

### II. In Schweden.

Der Krieg läßt die Kraft erscheinen, aber im Frieden gehen die häuslichen Arbeiten eines Volkes. Je mehr ein Volk abwärts vom Bogen und Branden des blutigen Kampfes ums Dasein zu wohnen das Glück hat, desto geschlossener und segensreicher wird die Entwicklung seiner Kultur sein. Schweden teilt diesen Vorzug mit dem vom europäischen Kontinent losgelöstesten Großbritannien, mit welchem es auch in Hinsicht seiner Verfassungs- und sozialer Entwicklung manche Ähnlichkeit hat. Ist man darüber einig, daß England und seine abtrünnige Tochter Amerika unter den Kulturstaaten die modernsten sind, weil die Forderungen einer den jetzigen Lebensverhältnissen entsprechenden Umgestaltung der Gesellschaft bereits umfassend vollzogen wurden, so muß einem scheinbar „an der Außenseite der Kultur“ gelegenen Lande wie Schweden aus eben diesem Grunde, wo nicht der erste, so doch ein sehr hoher Rang unter den modernen Staaten eingeräumt werden.

Diese Thatsache bestätigt sich auch durch das sehr frühzeitige Auftreten der Frage: wie soll die Frau künftig in und außerhalb der Ehe rechtlich und sozial gestellt sein? Schon in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts beschäftigte sich ein schwedisches Gesetz-Komitee mit der unzweckmäßigen Bevormundung der Töchter durch das jeweilige Familienoberhaupt. Es wurde zwanzig Jahre hindurch dafür gestritten und endlich durchgesetzt, daß die Frauen im Alter von 21 Jahren so gut wie die jungen Männer mündig erklärt würden. Definitiv ist die auf großen Widerspruch stoßende Reform erst 1863 durch eine königliche Verordnung vollzogen worden. Ihr folgte gleich im nächsten Jahr eine zweite, welche der Frau in gleicher Weise wie dem Manne die Berechtigung zusprach, „in der Stadt und auf dem Lande Handel und allerlei Handlung zu treiben“.

Verglichen wir oben die inneren Zustände Schwedens mit denen Englands, so ist in einem Punkte doch ein großer Unterschied zu Gunsten Schwedens zu verzeichnen, nämlich im Schulwesen. Hierin kommt Schweden sogar Deutschland, der eigentlichen Heimat sowohl der gelehrten wie der Volksschulen, ziemlich gleich; es steht ungefähr auf derselben Stufe wie gegenwärtig die Schweiz. Die staatlichen Elementarschulen Schwedens beschäftigen schon seit Jahrzehnten ordentliche Musik- und Zeichenlehrerinnen, und eine Zählung der Volksschullehrerinnen vom Jahre 1869 ergab bereits über zweitausend weibliche Präzeptoren für das schwedische Reich, deren Zahl sich heute nahezu verdoppelt hat.

Die Eröffnungen mancher Gebiete weiblicher Thätigkeit, welche in Norwegen und Dänemark erst noch erstrebt werden, sind in Schweden meist schon in den sechziger Jahren erfolgt. Dahin gehören die Zulassung zum Organistendienst in Kirchen, die Anstellung bei Telegraphie und Post, in Privat- und Regierungscomptoiren, in höheren und niederen Lehranstalten. Seit fünfzehn Jahren genießt die schwedische Frau bereits das Recht, sich dem akademischen Studium zu widmen. Eine königliche Verordnung vom 3. Juni 1870 verkündet das Resultat langwieriger Verhandlungen des Reichsrats: das Recht der Frauen auf Teilnahme am medizinischen Studium und auf Ausübung ärztlicher Praxis. Zu dem Ende erschloß der Staat einer Anzahl von hauptstädtischen Lehranstalten die Möglichkeit, ihre Schülerinnen für das zum Studium erforderliche Maturitätsexamen vorzubereiten. Unter diesen „Frauen-Gymnasien“ Schwedens verdienen namentlich zwei Institute in Stockholm besonders hervorgehoben zu werden. Das wichtigste ist die nach ihrem Begründer und Leiter Prof. Kurt Wallis benannte „Walliska Skolan“. Die Vorsteherin der Schule ist eine Dame, Fräulein Fahnehjelm, welche neben 14 Lehrern nicht weniger als 21 Lehrerinnen beschäftigt. Im ganzen haben sich 54 Mädchen das Studentenezamen auf diesem Gymnasium absolviert, deren Mehrzahl jedoch nicht zum Studium, sondern zur Lehrthätigkeit übergegangen ist. Die zweite Anstalt dieser Art ist „Ladugårdslands höhere Lehranstalt für Mädchen“, welche sich durch Einrichtung dreier verschiedener „Bildungslinien“ einen großen Zuspruch zu verschaffen gewußt hat. Sie besteht aus einer sogenannten „praktischen Linie“, welche die Aufgabe hat, junge Mädchen für gewerbliche und hauswirthschaftliche Thätigkeit innerhalb und außerhalb des Familienkreises zu erziehen; ferner aus einem „vorbereitenden Seminarium“ für diejenigen, welche in das mit Staatsmitteln gegründete höhere Lehrerinnenseminar in Stockholm eintreten wollen, und endlich aus einer „Gymnasiallinie“ für die Absolvierung des Maturitätsexamens und Erlangung des Rechtes der Inmatrikulation auf der Universität.

Auch in Schweden ist man der Ansicht, daß es vor allem darauf ankommt, den Frauen vom Werte der Arbeit eine Vorstellung zu geben; meistens denken die jungen Damen nicht eher an die Fragen: „was werden wir essen, was werden wir trinken, womit werden wir uns kleiden?“ als bis sie das fünf- und zwanzigste Jahr überschritten haben und eine sehr unbequeme Notwendigkeit sie dazu zwingt. Und doch ist die Zeit so unbarmherzig, auch an das zarte Geschlecht diese Forderung zu stellen. Es leben in Schweden etwa 143 000 mehr Frauen als Männer, und die Zahl derer, die in der Ehe einen Beruf und eine Lebensaufgabe finden, ist wie in fast allen Kulturstaaten in auffälliger Abnahme begriffen. Schon bleiben 30 Prozent der Frauen auf dem Lande und 40 Prozent in den Städten unverheiratet. Daß also in Schweden wie überall, gemäß den Prinzipien sozialer Humanität, Rat geschaffen werden muß, liegt auf der Hand. Zum Zwecke der Eröffnung neuer Erwerbszweige für Frauen, besonders aber zur Erweckung des weiblichen Sinnes für Spezialstudien in ungleichartigen Branchen haben sich denn auch zwei Gesellschaften, der „Fredrika Bremer-Verein“ und „Lars Johan Hjertas Minne (Andenken)“, in Stockholm zusammengefunden, welche in dieser Richtung Bahn zu brechen eifrig bemüht sind. Beide Vereine gehen von der Überzeugung aus, daß die einzige Möglichkeit, die Schwierigkeiten des Erwerbs für Frauen zu heben, darin zu suchen sei, daß ihnen ein größeres Arbeitsfeld geschaffen werde. Denn auf den wenigen Gebieten, die ihnen zugestanden sind, ist die Konkurrenz so groß geworden, daß nur noch eine geringe Zahl ein Unterkommen findet, zumal da die Männer in den meisten Fällen den Vorrang erhalten. Die schwedische Regierung hat sich daher auch

ökonomischen Rücksichten ernstlich mit jener Frage beschäftigt, welche, wie wir bereits sahen, in Norwegen auf der Tagesordnung steht: ob es nämlich nicht möglich sei, das weibliche Geschlecht mit dem männlichen zusammen auf denselben Anstalten zu erziehen, ein Versuch, der in Amerika mit Erfolg gemacht ist. Man hofft auf diese Weise den Unterricht der Mädchen so gut wie gratis zu erzielen, weil die vorhandenen Knabenschulen bei weitem nicht voll sind. Der schwedische Litterat Ernst Beckmann und Prof. A. S. Edgren haben sich in der Absicht, derartige gemischte Schulen an Ort und Stelle genau zu studieren, nach Amerika begeben, und ihre Berichte darüber lauten im wesentlichen ermutigend. Sie heben als besonderen Vorteil dieser gemeinsamen Erziehung hervor, daß die männliche Jugend sich von vornherein an eine ehrerbietige Behandlung der Frauen gewöhne und nicht jener eigentümlichen Scheu vor ihnen anheimfalle, welche an vielen Schülern so unvorteilhaft zu beobachten ist. Auch will man wahrgenommen haben, daß der Charakter der Jünglinge infolge des gemeinsamen Unterrichts keineswegs weniger „männlich“ geworden sei. — Auf jeden Fall ist man augenblicklich in Schweden sehr geneigt, dem amerikanischen Beispiel zu folgen, weil dem Wettbewerb beider Geschlechter auf diesem Wege am meisten Gerechtigkeit zu widerfahren scheint.

Aber wie auch immer die Lage der schwedischen Frauen in der Zukunft sich gestalten möge, ob es gelingt, eher als in den übrigen europäischen Staaten für die große Menge Rat zu schaffen oder nicht — einen Ruhm hat die kleine Nation von fünfzehn Millionen Menschen schon vorweg, daß sie eine Reihe von großen Persönlichkeiten unter dem weiblichen Geschlecht aufzuweisen hat, die auf künstlerischem und wissenschaftlichem Wege weit über die Grenzen ihres engeren Vaterlandes hinaus für die Befreiung der Frau aus der unwürdigen „Hörigkeit“ an den Mann und für Schöpfung erträglicher Existenzen außerhalb der Ehe thatkräftig eingetreten sind. Will man von der „schwedischen Sappho“ des vorigen Jahrhunderts, Charlotte von Nordenflicht, und ihrem Gegenstück, der satirischen Dichterin Lenngren, ganz absehen, so sind doch Namen, wie die der Romanistikerinnen Fredrika Bremer, Emilie Flygare-Carlén, Olivecrona auch in Deutschland rühmlichst bekannt geworden. Fredrika Bremer ist als die eigentliche Urheberin dieser modernen Bewegung unter den Frauen Schwedens zu betrachten, weshalb sich denn auch in ihrer Heimat ein wahrer Kultus um ihre Person gebildet hat. Doch sie zählt seit 1866 nicht mehr zu den Lebenden. Ihre geistige Erbin ist zunächst Frau Olivecrona, welche lange Jahre lang Reisen die umfassendsten sozialen Studien machte und nimmere als der sachverständigste Frauenanwalt — wenn es gestattet ist, dies Wort zu bilden — für Schweden gelten darf. Ihre zahlreichen Schriften und Abhandlungen über diese Frage sind zum großen Teil ins Deutsche und Englische übersetzt worden.

Als eine außerordentliche Blerde Schwedens ist auch die seit 1884 als ordentliche Professorin der Mathematik an der Universität zu Stockholm angestellte Russin Sophie Kowalewski, geb. Corvin-Krukowski, zu nennen. Dieselbe studierte vier Jahre lang privatim unter der Leitung des berühmten Berliner Professors der Mathematik, Weierstraß, und vermochte durch ihre überragenden Leistungen die Universität Göttingen zu dem Unerhörten zu veranlassen, daß ihr auf ihre Schriften hin der Doktorgrad zuerkannt wurde. Jetzt doziert Frau Kowalewski schon seit einigen Jahren in Stockholm vor einer großen Zuhörerschaft in deutscher Sprache.

Unter allen schwedischen Schriftstellerinnen der Gegenwart aber tritt keine so ernst und bestimmt für die Stellung der Frau in die Schranke, wie die junge Frau Anna Charl. Edgren. Sie wendet sich mit den strengsten Forderungen an das weibliche Geschlecht selbst. Starke und mutigen Herzens weiß sie sehr wohl, daß der Ruf nach Gerechtigkeit an die Männer nur dann lebendige Wahrheit sein kann, wenn die Frauen ihren Platz und ihr Amt wirklich ausfüllen. Ihr kleines, aber sehr Schauspiel „Echte Frauen“ hat in Stockholm einen wahren Aufbruch erregt. Den unerhödeten Sinn offenbarte sie in ihrem größten und gedankenreichsten Werk: „Im Kampf mit der Gesellschaft.“ — Neben ihr ragt unter den Männern vor allem der bekannte schwedische Dichter August Strindberg als ein Vorkämpfer der Frauenfrage hervor. Er sprach zuerst das wahre Wort aus, daß der Kampf, den die Frauen zu kämpfen haben, nicht ein Kampf zwischen Mann und Frau sei, sondern ein Kampf um ein Gut, wonach Frauen und Männer als Menschen gemeinschaftlich zu streben hätten. Das Ziel sei kein neues; vielmehr gäbe es Verhältnisse auf dem Lande, in welchen gesunde und natürliche Gleichheit zwischen Männern und Frauen herrsche, sodas beide Geschlechter einander wirklich zu gegenseitiger Hilfe gereichten: es handle sich einzig und allein darum, daß alle Lebensverhältnisse nach diesem Prinzip umgeschaffen würden.

Wilh. Wendlandt.

### Goldfischchen.

Fremdlinge sind es zumeist, mit welchen wir die kleine Welt unseres Heims schmücken, und die unsere Pflege mit tausend schönen Genüssen lohnen. Die Daphne und die Kamelie, der Gummibaum und die Begonie, der Kanarienvogel und die Ungertemilchen — sie alle stammen aus fernen Landen und Erdteilen. Auch der (zum Karpfengeschlecht zählende) Goldfisch (Carassius auratus L.) im Glasgefäß auf unserm Fensterbrett, der seltsame Geselle, der mit stets sich öffnendem Munde doch ewig stumm bleibt, der durch schimmernden Farbenglanz und muntere graziose Schwentungen uns so ergötzt, gehört zu diesen Fremdlingen. Seine Ahnen waren Bewohner eines Sees in der chinesischen Provinz Tche-kiang in der Nähe der Stadt Chang-woh-whyen.

Zu dem himmlischen Reich herrscht seit uralten Zeiten die löbliche Sitte, daß jede Provinz dem Kaiser alljährlich das Schönste und Beste, was Natur, Kunst und Gewerbfleiß dort hervorbringen, als Tribut darbietet. Kein lieblicheres Geschenk aber wußte die Provinz Tche-kiang dem Himmelssohn zu spenden, als ein Netz voller Goldfische. Und der Herrscher fand so großes Gefallen an der Gabe, daß er die schönen Tierchen in die Teiche seiner Ziergärten setzen ließ, allwo sie prächtig gediehen, sich zahllos vermehrten und auch

die Aufmerksamkeit europäischer Reisender erregten. Von den reizenden Fischen schrieben die Jesuiten-Missionäre Duhalde und Lecomte und der alte deutsche Kämpfer mit Bewunderung. Europa kennt sie seit bereits 260 Jahren, nachdem sie durch die Portugiesen zuerst nach Lissabon gebracht worden waren. In den Gewässern von Isle de France kommt der Goldfisch in solcher Menge vor, daß er als Volksernährung verspeist wird, jedoch seiner Kleinheit wegen weniger gefocht als gebraten. Nach England gelangte er zuerst im Jahre 1728, nach Holland 1753; hier erhielt Dr. Baster im Jahre 1760 dreißig Exemplare, welche sich in seinen Teichen so üppig fortpflanzten, daß er eine große Zahl überall hin verteilen konnte. Die Millionen gegenwärtig in den europäischen Teichen und Glasgeräten gehaltenen Goldfische sind die Abkömmlinge jener holländischen, mit Ausnahme derer, die von Japan herübergekommen sind, und sich durch mancherlei wunderliche Bildungen, aber auch durch oft entzückende Farbenpracht auszeichnen.

Überhaupt giebt es unter den Goldfischen höchst eigentümliche, mitunter monströse Spielarten, welche in Bezug auf Größe, Färbung, Zahl und Beschaffenheit der Flossen, Stand der Augen u. s. w. die merkwürdigsten Unterschiede aufweisen. Denn auch hier lernen wir die Natur wieder in ihrem uner-schöpflichen Reichtum, der erfindlichen Mannigfaltigkeit ihrer Gestalten und Farbentöne bewundern, so daß selbst unser gewöhnlicher Goldfisch trotz seines Prachtgewandes gegen viele seiner Vettern fast ärmlich erscheint. — In engen Behältern aufbewahrte Goldfische wachsen oft in 10 Jahren nicht merklich, während anderthalb Zoll lange in einem großen Bassin schon binnen 10 Monaten das Dreifache ihrer anfänglichen Größe erreichen, und eine Art unter günstigen Umständen 18 Zoll lang und 6 breit werden kann. Die niedlichen Zwerggoldfische, die niemals eine Länge von 1 bis 1/2 Zoll überschreiten, werden sehr gesucht.

Trotz ihrer Kleinheit können sie bei guter Abwartung feinstalt werden; doch mögen die 100 Jahre, die man ihnen beimißt, übertrieben sein.

Verschiedene Spielarten besitzen eine höchst barocke Form, so z. B. das sogenannte Entenei, welches wegen seines dicken Leibes und gebogenen Rückens diesen Namen führt. Noch seltsamer ist das Aussehen des Teleskopfisches, dessen Augen weit aus dem Kopf hervorstehen, und dadurch an die Gestalt eines Fernrohrs erinnern. Dies Herausretren der Augen wissen die Japanesen noch künstlich zu verstärken, indem sie die armen Tierchen von Jugend auf in schmale dunkle Gläser sperren. Da heißt es allerdings die Augen weit aufmachen, um nur etwas von der Welt zu sehen! Der Teleskopfisch hat einen kugelrunden Körper mit schwachen Flossen, so daß er sich nur schwerfällig im Wasser bewegt; seine Farben sind prachtvoll rot oder weiß, oder in beiden zierlich verteilt. — Lebhafteste Lustsprünge machen der Springer und die Nymphe; der Gelehrte zeigt auf goldenem oder weißem Grund schwarze Flecken und Punkte, welche gewissen chinesischen Buchstaben täuschend ähnlich sehen. Die Vorliebe der Chinesen für Goldfische ist eine nationale Eigentümlichkeit, und das Hauptvergnügen der dortigen vornehmen Damen besteht darin, an ihre Gartenteiche zu watscheln, die Tierchen durch Flötenblasen ans Ufer zu locken und mit Würmern zu füttern.

Über den Schleierschwanz, dessen zierliche Schwanzflosse 2 bis 4mal so lang ist, als der ganze Körper, schreibt der Amerikaner Mulertt, ein vortrefflicher Beobachter, dem wir hier mehrfach folgen, in seinem Werk: The Goldfish and his Culture (deutsch in Dr. Karl Ruß's Zeitschrift Isis 1885): „In der Färbung des Körpers und der Flossen wird dieser Fisch von keinem andern übertroffen; er bietet einen der wertvollsten und erwünschtesten Bewohner des Aquariums. Es giebt Schleierschwänze mit tief scharlachrotem Rücken und eben so gefärbten Seiten, tief goldgelbem Bauch, gleicher Kehle und Augen, während alle Flossen milchweiß sind. Andre wiederum zeigen den Teil des Körpers vor der Rückenflosse, ferner Kehle, Bauch und die betreffenden Flossen tief scharlachrot, während der ganze Rücken rein weiß ist. Einige giebt es mit ganz weißem Körper und roten Flossen und umgekehrt. Noch andere erscheinen gepunktet, mit unregelmäßigen rosenroten Flecken punktiert und mit blauen Augen. Weitere sind ganz weiß, nur die großen Augen tiefrot.“ — „So absonderlich es auch klingen mag, diese schöne Spielart war für unser Land (Amerika) durch die Laune einiger Liebhaber, welche so glücklich waren, vollkommene schleierschwänzige Goldfische zu besitzen, aber nicht wollten, daß andere sich eines gleichen Besitzes erfreuten, fast verloren. Glücklicherweise lieh eine edle und schätzenswerte Dame, damit der Stamm nicht aussterbe, dem Verfasser für den Zweck der Züchtung mehrere prächtige Fische dieser Art, welche sie kürzlich erhalten hatte. Der reine Stamm darf nun als für die Zukunft gesichert betrachtet werden. Als Beweis für die außerordentliche Schönheit der Art mag angeführt sein, daß Privatliebhaber für schöne Schleierschwänze zwanzigmal das Gewicht des Fisches in Gold zahlten.“

Von andern Arten führen wir nach Mulertt nur noch an: den buntgescheckten Goldfisch; unterhalb einfach silberfarbenen, Rücken und Seiten schon blau, gelb, schwarz und rosa gefleckt, welche letztere Farbe in reines Karmin übergeht, am Rückenrand wie sammetgetreift. Der prächtige Goldfisch (superb) wird vollständig entwickelt fast 10 Zoll lang, Unterseite silberfarben, Rücken merkwürdig breit, in Scharlachrot oder Schwarz abwechselnd, die Schuppen zart metallisch golden gerändert. Der schwarze Goldfisch (Moor oder Darkey), groß, Rücken und Seiten fast schwarz, auf der Unterseite in Violet übergehend. Der Rubin-Fisch, von außerordentlicher Schönheit, zart dunkelviolett bis karminrot, unten blaßrosa. — Die Rotflosse, zart lasurblau mit lebhaft scharlachrotem Kopf, Schwanz und Flossen. — Der Tümmler, Kopf und Schwanz aufwärts gebogen, was dem Fisch die Gestalt eines Halbmonds giebt, prächtiges, orange überflogenes Blau; überhäuft sich beim Schwimmen wie die Tümmlertauben beim Fliegen. —

Unsre einheimischen Goldfische sind im Jugendzustand fast schwarz, später färben sie sich dunkelbraun, bekommen nach 6 Wochen rote, dann goldne Flecken, und erhalten erst nach einem Jahre die richtige Goldfischfarbe.

Bei der weitverbreiteten Liebhaberei für diese anmutigen Geschöpfe erscheint es natürlich, daß sich mit der Züchtung derselben viele Anlagen, namentlich in der Nähe großer



Städte befallen. Eine Oldenburger Anstalt nahm 12 Morgen ein, und lieferte jährlich 300 000 Goldfische; noch umfangreicher sind die dem östreichischen Baron von Washington gehörigen Teiche. Derartige Institute erfordern viel Sorgfalt, sind aber auch, wenn richtig angegriffen, gewinnbringend.

Zu stehenden Gewässern gedeihen die Goldfische und bewahren ihre Gesundheit am besten, haben aber unter den Nachstellungen zahlreicher Feinde zu leiden. Von Vögeln und Säugetieren sind es: der Reiher und der Eisvogel, der Otter und die Ratte. Die jungen Fische werden oft von der Wasserwanze und dem Wasserläufer schrecklich zugerichtet. Letzterer frisst ihnen große Löcher ins Fleisch, nachdem er ihnen durch Abbeißen der Flossen die Flucht unmöglich gemacht hat.

Zahlreich sind die Krankheiten, von denen sie in dem Glasbehälter heimgesucht werden. Tuberkulose und Epilepsie sind nicht selten. Sehr gefährlich ist die meist in der kühleren Jahreszeit und als Folge verwehender Futterreste auftretende Schleimkrankheit, wobei der Körper von einer zähen weißlichen, von kleinen Schmarozern wimmelnden Schleimmasse überzogen erscheint. Die abgenagten Stellen verlieren die Farbe und werden schwarz. — Bei der Wasserfucht schwillt der ganze Körper unförmlich an, die Augen treten aus ihren Höhlen und die Schuppen stehen in die Höhe. Die Ursache der Krankheit ist unbekannt, der Verlauf derselben langwierig, das Ende tödlich. — Beim Rotlauf werden in der Regel alle Fische des Behälters ergriffen; bald schießen sie in höchster Unruhe hin und her, bald machen sie Luftsprünge, oder rollen sich, von Schmerzen gekrümmt, auf dem Boden des Glases zusammen. Die Rückenlosse ist nicht gespannt, sondern fest am Körper anliegend, sämtliche Flossen bedecken sich mit blutigen Streifen. Trotz vorzüglicher Frischluft magern die Tiere mehr und mehr ab und gehen schließlich zu Grunde.

Auf ein ernstliches Leiden unsrer schweigsamen Lieblinge dürfen wir schließen, wenn ihr Farbenglanz erbläßt, die Flossen nicht mehr anmutig wedeln, sondern an den Körper wie angeleimt sind, und die Kiemenbedeckel vom Kopf absteigen. Bei der zunehmenden Schwäche kann der Körper sich nicht mehr im Gleichgewicht halten, und schwimmt mit dem Schwanz nach oben, so daß das Tier zuletzt auf dem Kopf zu stehen scheint.

Die meisten Goldfischkrankheiten entstehen durch fehlerhafte Ernährung, zu reichliches, ungeeignetes Futter, unfaubres, zu kaltes oder zu warmes Wasser, und ungenügenden Sauerstoffzutritt. Soll sich unser Gefangener in seinem Kerker wohl fühlen, so haben wir auf folgende Punkte zu achten:

1. Der landläufige, oben und unten enge Behälter aus dickem Glase bietet für Fische den denkbar ungünstigsten Aufenthaltsort und hat eigentlich nur das Gute, daß er nicht leicht zerbricht, und daß er durch seine Form den Zinsassen am Herauspringen verhindert. Aber gleichzeitig hemmt er ihn auch an seiner freien Bewegung und verkürzt ihm das bißchen Sauerstoff, was er zum Leben notwendig braucht. Noch schlimmer, wenn sich gar ihrer mehrere in den engen Raum noch teilen müssen, und wenn im heißen Sommer das Glas förmlich Brennspiegel wird! Ein Fisch von 3—4 Zoll Länge bedarf mindestens 4 Liter Wasser.

2. Den einzig zuträglichen Wohnort findet der Zimmergoldfisch im Aquarium, dessen Pflanzen ihm sein Quantum an Sauerstoff liefern, zum Austausch gegen die ihnen unentbehrliche Kohlensäure. Es bedarf hierzu durchaus keiner kost-

spieligen Vorrichtungen — ein fester viereckiger Glaskasten, in dessen mit reinem Fluß- oder Seesand bedeckten, mit einigen Fels- oder Kieselstücken versehenen Boden je 1—2 Exemplare von Taufendblatt, Pfeilkraut, Wasserpest, schraubenförmiger Wallisneria mit der Wurzel eingepflanzt werden, oben auf vielleicht noch eine Teichrose, und ins Wasser ein Paar Schnecken und Kaulquappen und das Aquarium ist fertig. Dieses gewährt außer den bereits genannten noch den Vorteil, daß es bei weitem nicht so oft gereinigt zu werden braucht, als das runde Fischglas. Bei letzterem muß das Wasser im Sommer um den andern Tag, im Herbst und Frühjahr alle Wochen einmal und im Winter alle 10—14 Tage gewechselt werden. Hält sich der Fisch auf der Oberfläche des Wassers auf, so ist dies ein Beweis, daß der Sauerstoff desselben erschöpft ist, und man muß für seine Erneuerung durch Umrühren der Flüssigkeit sorgen.

3. In der Fütterungsfrage wird viel gefehlt. Nie dürfen sich vor einer neuen Mahlzeit Überreste der letzten im Kasten befinden, da dieselben, namentlich Brot und Semmel, leicht säuern und ungesund sind. Im Sommer ist der Hunger größer, als im Winter, trotzdem darf nur einmal in 24 Stunden Nahrung verabreicht werden, wenn auch bei Wärme etwas mehr. Die beste Speise sind einige Fliegen, Insektenlarven, weiße Oblaten, einmal wöchentlich Stücke eines zerschnittenen Regenwurms, oder ein Maul voll geschabten Rindfleischs.

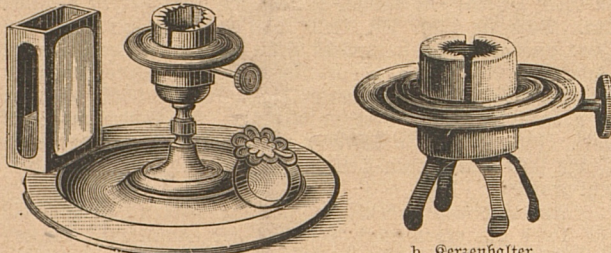
4. Die geeignetste Temperatur des Wassers ist 12—20° R. Schneller Wechsel der Wärme ist nachteilig.

Wenn diese Verhaltensregeln beobachtet werden, darf die Frauenwelt auf ein langes Leben ihres Lieblings rechnen — ob er ein Methusalah wird, lassen wir dahinstehen.

Dr. med. M. Dyrenfurth.

### Wirtschaftsplaudereien.

**Universal-Sparleuchter.** Oberhalb der Manschette dieses neuen praktischen Gerätes befinden sich zwei scharf ausgezackte, halbkreisförmige Teile, welche vermittelst der unter der Platte sichtbaren Schraube gegeneinander bewegt, sowie von einander entfernt werden können. Man kann jedes beliebige Licht, ohne Rücksicht auf seine Stärke, in diese Öffnung fest einschrauben und in derselben vollständig



herunterbrennen lassen. Der Universal-Sparleuchter kostet, aus vernickeltem Metall hergestellt, mit Feuerzeug wie nebstehend unter a abgebildet 3,50 Mark; auch wird derselbe in anderen von der Skizze abweichenden Modellen angefertigt und kostet ohne Feuerzeug, vernickelt 2,75 Mark, mit etwas kleinerem Fuße 2,50 Mark, aus cuivre poli gegossen 6,50 Mark, aus bronziertem Eisen mit länglichem Griff 1,60 Mark; als Spielleuchter in eleganter Ausstattung aus Kupfer

oder vernickeltem Metall 5 Mark, als Tafelleuchter in gleicher Ausführung 6 Mark pro Stück.

Der unter b skizzierte Kerzenhalter ist mit demselben Mechanismus wie der Sparleuchter versehen und lassen sich die vier am Untertheile befestigten Federn nach Belieben zusammenbiegen, sodaß der kleine Apparat in der Öffnung jedes Leuchters zu befestigen ist und man die Vorzüge des oben beschriebenen Universalleuchters leicht auf einen solchen gewöhnlicher Konstruktion übertragen kann. Diese nützliche Vorrichtung kostet in Messing ausgeführt 0,75 Mark, in vernickeltem Metall 1 Mark. Bei kostenfreier Zusendung innerhalb des deutsch-österreich. Postverbandes mit einem Aufschlag von 25 Pfennig gegen vorherige Übermittlung des Betrages.

### Bezugsquelle:

G. Sohn, Hoflieferant, Berlin SW., Leipzigerstr. 88.

### Korrespondenz.

**Kosmetik und Gesundheitspflege. W. M. 40.** Wir müssen entschieden davon abraten, irgend ein bleihaltiges Haarfärbemittel, und enthielte es noch so geringe Mengen Blei, zu gebrauchen. Die Haut verschiedener Menschen zeigt verschiedene Aufnahmefähigkeit für Bleimittel, und Vergiftungserscheinungen treten daher bei einem früher, bei dem anderen erst nach jahrelangem Gebrauch der Mittel auf. Das Blei sammelt sich allmählich im Körper an und kann seine schädlichen Wirkungen in so mannichfacher Weise äußern, daß bei den Krankheitserscheinungen die Ärzte selbst die Ursache des Übels nicht zu erkennen vermögen. Hochgradigere Bleivergiftungen äußern sich in Blaufärbung des Zahnfleisches, Kopfschmerzen, Geschwüren auf der Stirn, Kolik u. s. w. — Nachhaltig wirkende Feintmittel giebt es nicht. Die Ursache Ihres Hautleidens aus Ihrer Beschreibung zu erkennen, vermögen wir nicht, Sie müssen darüber Ihren Hausarzt zu Rate ziehen.

**Haushalt und Küche. Fr. W. G.** Eine einfache Prüfung der Butter auf eine Beimengung von Kunstbutter oder Rindertalg, die für die meisten Fälle ausreicht, besteht darin, daß man ein wenig von der verdächtigen Butter auf weißes Papier streicht, dies zusammenrollt und anzündet. War die Butter rein, so brennt man einen nicht unangenehmen Geruch, war sie mit Talg u. c. gemengt, entwickelt sich der bekannte widerwärtige Geruch nach verbranntem Talg.

**Verschiedenes. W. L.** Ein Verfahren, eingelegte Holzarbeiten nachzuahmen, ist Hr. Jakob Ribbort in Bonn für Deutschland patentiert und müßten Sie sich daher, falls Sie sich desselben für ihre Zwecke bedienen wollen, mit genanntem Herrn in Verbindung setzen. Das Verfahren ist leicht auszuführen und zwar wie folgt: die zu verszierenden Holzflächen werden sauber geglättet und dann mit einer Lösung von 1/2 getrocknetem Leinöl und 1/2 Terpentinöl mit Benzol gemischt getränkt. Nachdem der Anstrich getrocknet, wird die Fläche mit feinstem feinem Glaspapier abgerieben. Die auf das Holz zu bringende Zeichnung wird in einer Schablone von dünnem festen Papier oder Stanniol ausgeschnitten und auf die Holzfläche gelegt und durch dieselbe eine ziemlich tonzentrierte spiralförmige Lösung von Schellack, hell oder dunkel, je nachdem die Farbe des Holzes es erfordert, mit einem durchsichtigen, dünn gelösten Farbstoff aufgespritzt. Ist die Lösung eingetrocknet, so wird eine zweite Lösung von Ceresin (gereinigtem weißen Erdwachs) in Benzol als zweite Schicht aufgetragen. Um besser beurteilen zu können, ob alle Teile der Zeichnung gedeckt sind, kann man die farblose Ceresinlösung durch Zusatz von etwas Asphaltlack bräunen. Dann entfernt man die Schablone und überzieht die Fläche mit Wasserbeize in dem gewünschten Farbenton braun, schwarz, mahagonibraun, nußbaum-, eichenfarben u. s. w. schön gleichmäßig und läßt trocknen. Die Fläche wird dann mittelst eines weichen Lappens mit Benzol abgerieben, worauf die Zeichnung klar zu Tage tritt. Man reibt man nochmals mit feinstem feinem Glaspapier ab und retouchiert dann die Zeichnung. Schließlich wird die ganze Fläche mit einer leichten weißen oder gelben Schellacklösung eingepulvert und, nachdem der Anstrich getrocknet, wieder leicht abgegliffen, mit Wachs eingerieben oder blank poliert. — H. B. Prag. Wir bitten um Einfindung der Kompositionen. — Th. B. Stuttgart. Ihre Gedichte waren leider un verwendbar.

„Der Bazar“ kostet vierteljährlich M. 2.50 (in Österreich nach Cours); Abonnements nehmen alle Postanstalten und Buchhandlungen jederzeit entgegen. — Neu hinzutretende Abonnenten erhalten die bereits erschienenen Nummern des laufenden Quartals nachgeliefert.

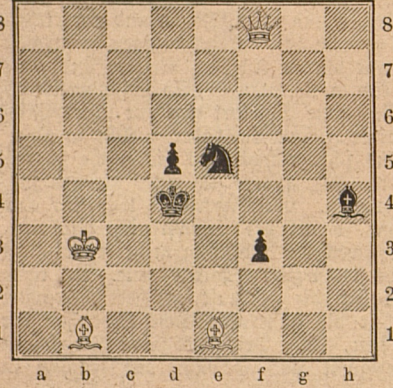
## Buntes Allerlei.

### Schach.

#### Aufgabe Nr. 170.

Von L. Noad.

Schwarz.



Weiß zieht und setzt mit dem zweiten Zuge matt.

- 1. ... Sc5—e6 oder anders.
- 2. Sg7—e8 oder: Tf5—f6 matt.
- 1. ... e4—e3 oder c4—c3.
- 2. Dg4—d4 oder Sg7—e8 matt.

### Auflösung der Schach-Aufgabe Nr. 168 Seite 44.

- Weiß.
- 1. Dg2—g4.
- Schwarz.
- 1. Kd6—d5.
- Weiß.
- 2. Dg4—d1 matt.
- A.
- Weiß.
- 1. ...
- Schwarz.
- 1. Se5—c6 oder anders.
- Weiß.
- 2. Sa7—c8 oder Tb5—b6 matt.

### Rätsel.

Geboren hat mich dies Jahrhundert,  
Des Fortschritts Kind werd' ich genannt,  
Und doch — o, wie's mich täglich wundert —  
In einen Winkel meist verbannt!

Es heißt kein einz'ger Mensch mich teuer,  
Obgleich er keinen Freund erwirbt,  
Der ihm bescheidener dient und treuer,  
Und, fordert er's, gern für ihn stirbt!

Brjchwjg. A. L. — G.

### Rätsel.

Mein Erstes ist grün,  
Mein Zweites ist grün,  
Mein Ganzes vom Zweiten das Grünlste.

Brjchwjg. A. L. — G.

### Scherz-Aufgabe.

Vom Improvisator Herrmann.  
Doktor M., ein lebensfroher Junggesell, war vor mehreren Tagen auf der Jagd vom Glück begünstigt gewesen. Da er keine Köchin hatte, kam dieser auf die Idee, selbst ein Stück seiner Jagdbeute zuzubereiten und daselbe, nebst einer frugalen kalten Küche, einigen Freunden vorzusetzen. Der Doktor besah nur nach eine Flasche Wein, der zu dem Erzeugnis seiner Kochkunst getrunken werden sollte, an Bier aber war kein Mangel. Die im nachstehenden Quadrate enthaltenen Buchstaben:

a	a	a	a	b	b	b	c
c	c	c	d	d	e	e	e
e	e	e	e	e	e	e	e
e	f	g	h	h	h	h	i
i	i	i	i	k	l	l	l
m	n	n	n	n	o	o	o
o	p	r	r	r	r	r	r
r	s	s	s	t	t	u	v

geben nun, richtig verlegt, Antwort auf folgende Fragen:

- 1. Die eingeladenen Freunde sind versammelt, der Affessor steht am —?
- 2. Was hat er in der Hand?
- 3. Was für ein Tier hat er zubereitet?
- 4. Womit hat er daselbe gefüllt?
- 5. Welche süße Speise giebt er noch dazu?
- 6. Was für eine Weinorte enthält die Flasche?
- 7. Durch was giebt er den trüben Rest des Weins?
- 8. Was für ein Bier ist das mit „Schbayrisch“ bezeichnete?
- 9. Die Stimmung wurde nach dem Genuß desselben eine —?
- 10. Und alle bildeten schließlich eine lustige —?

### Unterhaltungs-Aufgabe Nr. 58.

Zwei Freunde haben ein mit Wein gefülltes Gefäß, welches 16 Liter enthält. Sie wollen den Wein teilen; es stehen ihnen jedoch außer dem gefüllten nur zwei leere Gefäße zur Verfügung, von denen das eine 9, das andere 7 Liter aufnehmen kann.

Wie verfahren sie, um die Teilung zu vollziehen, so daß jeder zuletzt acht Liter in einem Gefäß erhält.

### Auflösung der Unterhaltungs-Aufgabe Nr. 56 Seite 44.

Der Gärtner hatte 437 Blumen. Die Lösung beruht auf der Entwicklung der Gleichung:  $7x + 3 = 5y + 2 = 9z + 5$ , der die Grenze 500 gesetzt ist.